



Berlin, den 15. August 1898.

Bismarckfeier.

Vor sieben Jahren fuhr ich auf dem Schienentweg von Suez nach Kairo. Es war im Juli und furchtbar heiß; in dem Käfig, den man im Egypterland ein Coupé erster Klasse nennt, häuften der Wüsten sand sich zu kleinen Bergen. Es half nicht, wenn man die Fenster schloß: der gelbe Staub drang durch alle Ritzen, kroch ins vom Schweiß feuchte Haar und knirschte zwischen den Bänken. Der vornehme Araber, der in der anderen Ecke saß, schien zu schlummern; sein langer schwarzer Tuchrock war bis an den Hals zugeknöpft, den kahlen Schädel bedeckte das Fez; der Mann ertrug die lange Fahrt mit der Würde des an die Hitze gewöhnten, im ärgsten Wüstenbrand unbeweglichen Orientalen. Als ich auf einer der unzähligen Stationen aus den Lederflaschen, die halbnackte Knaben am Bahndamm entlang schleppten, einen Schluck Wasser nehmen wollte, erbarmte er sich meiner Noth; er warnte mich, im reinsten Französisch, vor dem Wasser, in dem, bevor es zum Trinken dient, allerlei schwärzliches Volk zu baden pflege, und bot mir, als einziges Mittel gegen Hitze und Staub, Cigaretten an. So kamen wir ins Gespräch und die Stunden verstrichen nun schneller. Auf seiner Karte stand ein hoher Titel und ich merkte bald, daß ich mit einem unterrichteten Herrn zu thun hatte, dem europäische Bildung nicht fremd geblieben war und der seine Worte zierlich zu setzen wußte. Er sprach in schwärmender Sehnsucht von Ismaels Zeit, der große Fehler gehabt, aber das Ueberwuchern der englischen Macht in Egypten niemals geduldet hätte, von der Jämmerlichkeit der Türkenwirthschaft, die das Pharaonenland ohne Gewissensbedenken den Briten ausliefere, und von der Wuth, die in der arabischen Jugend gegen

die Fremdherrschaft wachse und eines wohl nicht mehr allzu fernen Tages losbrechen werde. Von Deutschland wußte er nicht viel, sprach mit leisem Lächeln, aber mit freundlicher Anerkennung von Georg Ebers, der als Romanschreiber den Deutschen das alte Egypten auf seine Weise lebendig zu machen suche, und wurde erst etwas wärmer, als er nach Bismarck fragte. Den kenne im Nilgebiet jeder Eseltreiber und seinen Namen würde ich in Gizah morgen sogar von den Beduinen hören. Weshalb er eigentlich entlassen worden sei, wie und wo er jetzt lebe und wann er wieder ins Kanzleramt zurückkehren werde, — sicher doch bald. Ich hatte den Fürsten damals erst zweimal in seinem Hause besucht, konnte aber immerhin Einiges von ihm erzählen. Er sei weggeschickt worden, weil der junge Kaiser neue Wege gehen zu sollen glaube; er lebe einsam in seinem Waldhause, sei von den früheren Freunden wie ein Verseuchter gemieden und werde nie wieder eine amtliche Thätigkeit übernehmen. Der Araber machte große Augen. Und als ich ihm, vorsichtig, wie sich vor Fremden ziemt, von dem Verhalten eines beträchtlichen Volkstheiles sprach und das Bemühen schilderte, die Gestalt des graziösen Riesen in die Alltagsmaße der kleinen Bürgerlichkeit zu zwingen, den Ueberragenden zu zerren und zu biegen, bis er dem Durchschnitt zu gleichen schien, da wich die steinerne Orientalenruhe, die Rockknöpfe wurden aufgerissen, das Fez flog ins Fangnetz und der empörte Araber meinte, solches Thun sei ja noch schlimmer als die Absicht englischer Spekulantens, im Greisenbauch der Cheopspyramide einen Fahrstuhl anzubringen. Ob aus Europa denn jedes Gefühl der Ehrfurcht, jeder Sinn für Größe entschwunden sei? Dann solle man auch die Hochgebirge abtragen und, wo die Gipfel sich jetzt in die Wolken recken, Kohl und Rüben pflanzen. An einem Bismarck müsse das Volk, dem er geschenkt worden sei, jede Furche und jedes Menschlichkeitmal ehren. *C'est du Shakespeare, et l'on veut en faire du Pinero!* . . Dieser merkwürdige Araber hatte mehr gelesen als mancher sich gebildet dünkende Europäer.

Der Fürst lachte im Sachsenwald nur still vor sich hin, da er die kleine Geschichte hörte, und sagte dann: „Ja, es ist seltsam, daß ich bei Fremden heutzutage mitunter mehr Verständnis finde als bei meinen Landsleuten. Es muß wohl an der Nähe des Betrachtungsstandpunktes liegen. Unter Verwandten versteht man sich ja auch selten gut und sogar mit seinen Kindern kommt man ohne örtliche Einheit am Besten aus.“ Er würde noch lauter lachen, wenn er nach gutem Mahl abends die Feiertartikel lesen könnte, die ihm jetzt in den Sarg nachgesandt werden. Die selben Leute, die nie müde wurden, ihn zu schmähen, die nach den Tagen von Wien und Jena, nach dem Boetticherlärm

und der Enthüllung des mit Rußland geschlossenen Rückversicherungsvertrages ganze Rothberge gegen ihn wälzten, ihn jeder Niedrigkeit für fähig erklärten und hundertmal ihrer Gemeinde verkündeten, er sei abgethan und für die deutsche Welt längst völlig werthlos geworden, rühmen und preisen ihn nun, als sei das Theuerste, das Palladium deutscher Macht und Ehre, ihnen geraubt. Gute Menschen und schlechte Politiker entrüsteten sich über die Roheit einzelner sozialdemokratischen Blätter, über Worte ehrlichen Hasses, die Bismarck doch nur als die seinem Lebenswerk von dieser Seite gebührende Quittung hinnehmen würde; sie sollten sich eher über die Heuchelei ihrer bürgerlichen Presse entrüsten, über die Schamlosen, die dem Lebenden den Lebensanspruch des aufrechten Mannes mit rügender Vehrrede weigerten, nun aber vor der Bahre des Toten stehen wie Grabbes Prusias vor Hannibals Leiche und mit ihm wimmern: „Jetzt ist der Moment gekommen, wo es Das zu thun gilt, was ich in mancher Tragoedie ahnungsvoll hingeschrieben habe: edel und königlich sein gegen die Toten! Hannibal war, wie ich oft gesagt, ein zu rascher, unüberlegamer Mann, — hart kam mir die Gastfreundschaft zu stehen, die ich ihm erwies; aber er war doch einmal mein Gastfreund und darum seien seine Fehler vergessen. Ich decke sie zu mit diesem Königsmantel. Gerade so machte es Alexander mit Dareios . . . Wartet: diese Falte am Zipfel des Mantels liegt nicht recht. Auch sie zu bessern, sei mir nicht zu niedrig!“ Und wie der gekrönte Komödiant von Bithynien der ergriffenen Menge zu schweigen gebot, bis er den Faltenwurf des Mantels in Ordnung gebracht und die Klage um seinen großen Toten in schön stilisirten Sätzen ausgesöhnt hätte, so sollen wir jetzt schweigen, bis die Nekrologschreiber und Leichenbarden ihr Sprüchlein hergebetet haben. Da es im deutschen Land aber noch immer ein paar unbotmäßige Gesellen giebt, die dem wehmüthig heruntergesenkten Trauerbefehl nicht folgen wollen, darf man sich auch nicht wundern, wenn das künstliche Gefältel mit rauhem Griff zerstört und die von Heuchlerhänden gewebte Hülle in Fegen von der Bahre gerissen wird.

Kränze sind im Hochsommer billig; und noch billiger sind die Vergleiche mit Perikles und Alexander, mit Widukind, dem Treuen Eckart und anderen Helden germanischer Sage, — diese zum Erjaß ersten Empfindens bestimmten Vergleiche, mit denen wir in Vers und Prosa seit zwei Wochen bis zum Ekel gefüttert werden. Das bringt am Ende auch der im Geist und Gefühl Aermste auf; nur darf er nicht etwa wähnen, er habe mit solcher Leistung sich schon um das Andenken Bismarcks verdient ge-

macht. Wo waren die jetzt Jammernden und Schluchzenden, als es schwer und gefährlich war, sich offen zu Otto dem Einzigen zu bekennen, als sein Privatverkehr überwacht und jeder Besuch, so weit die vorhandenen Kräfte reichten, an dem Sünder ungnädig geahndet wurde? Sie schwiegen; die Schwächeren beteten wohl auch vor den neuen Altären und Bismarck konnte, als ihm wieder einmal ein Briefbeschwerer mit der Aufschrift von den Deutschen, die außer Gott nichts auf der weiten Welt fürchten, ins Haus geschickt wurde, mit Recht seufzend sagen: „Da habe ich mich, wie ich jetzt sehe, verhaufen: mir scheint, daß die Deutschen von heute sehr viele Menschen und Dinge mehr fürchten als Gott.“ Das Alles soll nun plötzlich vergessen sein. Die Feinde senken den mit Flor umwickelten Degen und grüßen, in Andacht den ihm „immer treu gebliebenen“ Freunden vereint, in ehrfürchtiger Huldigung den theuren Toten. Festhallen und Schauspielhäuser werden mit schwarzem Tuch und Palmenzweigen geschmückt, Feierredner schlagen die schönsten Brusttöne an und Hamlets Hoffnung, einen großen Mann könne sein Andenken um ein halbes Jahr überleben, scheint sich herrlich erfüllen zu sollen. Es ist schlimm, hört man sagen, daß die Menge die großen Männer selten gleich versteht; aber es ist wenigstens ein Trost, daß sie nach dem Tode in ihrer wahren Bedeutung erkannt und gewürdigt werden. . . Wenn wir Bismarcks letztes Lager von den Flecken der Heuchlerthänen geäubert und die künstlich gefälschten Trauermäntel beseitigt haben, können wir prüfen, ob wir uns dieses Trostes aufrichtig freuen dürfen.

Die Leidtragenden, die vor ein paar Monaten noch ungeduldig auf den Tod des allzu Lebendigen lauerten und kaum die Stunde erwarten konnten, wo der schicksliche Kranz seinen Zweck erreichen würde, sind jetzt emsig an der Leichenwäscherarbeit. Die Menschenspur muß mit dem Scheuerlappen weggerieben, jede Furche, die ein langes, von Anfechtung nicht freies Leben gegraben hatte, muß schnell verklebt werden. Der Mann, der einst der Gesamtausgabe seiner politischen Reden das Motto setzte: *Nihil humani a me alienum puto*, soll unter den Händen geschäftiger Widel Frauen flink nun die läuternde Weihe empfangen. Zuerst ging es über die Familie her, die das Recht in Anspruch nahm, selbst für ihren Toten zu sorgen, und die freundliche Absicht des Kaisers, die Leichenfeier für den ersten Kanzler möglichst dekorativ zu gestalten, mit ehrerbietigem Dank zurückwies. Das sollte undankbare Vermessenheit, sollte geeignet sein, das Bild Bismarcks zu entstellen, der dem Kaiser gehöre, dem Volk, — und, bis er die letzte Ruhstatt gefunden hat, vor allen Anderen natürlich den Reportern. Kein

nicht ganz byzantinisch Verblendeter konnte Denen, die dem Lebenden die Nächsten waren, das Recht bestreiten, das der schlichteste Privatmann sich nicht rauben läßt; es wäre Frevel, wäre Verrath an dem besten Vater gewesen, wenn sie auch um Haaresbreite nur von der durch seinen Wunsch gewiesenen Linie gewichen wären. Hinter dem frommen Eifer, der den Vater gegen den seinen Leib schätzenden Sohn zu vertheidigen vorgab, barg sich aber ein schlau erfonnener Plan. Das merkte man, als der Lärm gegen die Leute anhub, die sich nicht in den korrekten, befohlenen Ton der Totenklage fügen mochten. Das erste Opfer war der alte Herr Moritz Busch. Zwar hatte ihm Bismarck selbst im Jahre 1891 das Schreiben, das man ein Entlassungsgesuch zu nennen gewöhnt ist, eingehändigt, — gewiß nicht, damit er es im Kasten liegen lasse oder seinen Kindeskindern vermache; aber die nicht wegzuradirenden Buchstaben zerstörten die holde Legende, die man dem Volk einprägen wollte, und deshalb mußte der Ruhestörer zerzaust werden. Wenner wenigstens gewartet hätte, bis die Leiche für das Paradebett fertig war! Alles war so schön vorbereitet, nach den Regeln der besten Tapezirkunst, und an Posaunenstößen sollte es wirklich nicht fehlen. Wer weiß, was nun noch enthüllt werden würde! Und die Pächter der guten Patriotengefinnung hatten sich doch so innig darauf gefreut, mit allem Unbequemen endlich einmal aufzuräumen und die leidigen Kergernisse der letzten acht Jahre für immer still aus der Welt zu schaffen; sie wollten in Hymnen den großen Kanzler des großen Kaisers feiern, den Getreuen Eckart der deutschen Nation, der auch dem jetzt regirenden Herrn in dankbarer Vasallenliebe ergeben war, und den Frondeur, den Reichsnörgler, den Rebellen, den ein Bundesfürst in Spandau eingesperrt sehen wollte, unter Eichenlaub und Lorber bestatten. Er hatte ja manche Sünde auf sein Haupt geladen, manchmal wider den Stachel gelöst, aber die Summe seiner Verdienste löschte die Spur der Irrungen aus und nun, da er gewiß und wahrhaftig tot war, durfte man ihn auch ohne Scheu und Schranke rühmen, ihn ungestraft sogar zu den Großen zählen. War es nicht über jeden Begriff ruchlos, daß in diese Trauerfeier sich Mistlänge mischten, und mußte der Patriot sich nicht freuen, da vom Berliner Tageblatt, von der Voss'schen Zeitung und ihren officiösen Geschwistern über solche Gottesfriedensstörung ein alle Herzen bewegendes Wehgeschrei angestimmt ward?

Es giebt überall Leute, deren Bedürfniß nach poetischer Gerechtigkeit erst befriedigt ist, wenn der grimme Hagen von Tronje an Siegfrieds Leiche schluchzend zusammenbricht, und die der mythischen Wahrheitsregel nicht

eingedenk sind, nach der beim Nahen des Mörders die Wunden des Ermordeten sich öffnen und wieder bluten. Die Zahl dieser Leute ist in Deutschland, der Heimath sentimentaler Philisterwallungen, besonders groß und viele gute gemüthliche Eigenschaften des deutschen Wesens stützen ihren unkritischen Kinderglauben. Sie haben, als Shakespeares Kunst zuerst ins Niedersächsenland drang, die stärksten Dramen des Briten nur in verbürgerlichter, verschwächlichter Form hingenommen, haben ihm Jahrzehnte lang Zffland, dem Familienshakespeare, vorgezogen und waren stets zufrieden, wenn eine Tragoediengestalt ins Zffländische herabgezogen wurde und sie die schönen Schüttelkröste der Furcht und des Mitleids in den engen Niederungen der Alltagswirklichkeit erleben durften. Solche Bonne kann ihnen diesmal nicht gegönnt werden. Spigbuben haben dem toten Bismarck die Halsbinde wegretouchirt; sie wollten zwei verschiedene Bilder des geliebten Mannes in den Handel bringen, bebten nicht vor der Entweihung der Totenkammer zurück und werden der Strafe nicht entweichen. Sollen die politischen Schachermacher ungestraft handeln und wandeln und soll die mächtige Heroentragoedie wie ein rührfames Familienschauspiel schließen? Wir brauchen den wirklichen, den ungeschminkten, von der Bethulichkeit der Leichenwäscher unberührten Bismarck, den die Erbärmlichen Frondeur, Reichsnörgler, Rebellen nannten, den Mann, der uns gezeigt hat, wie eine starke Persönlichkeit ihr angeborenes Lebensrecht und ihr unbeirrtes Urtheil gegen Wind und Sonne zu behaupten vermag. Den brauchen wir, Der allein kann uns in kommenden Stürmen einst nützen, — nicht der gutmüthig schmunzelnde Großpapa, der nur freundlich behandelt sein wollte und, versöhnt und mit mildem Lächeln, in die Paradiesesherrlichkeit hinüberschlummerte. Freilich: das bittere Weh, das acht lange Jahre auf dieser Seele lag, wird mit ein paar billigen Thränen nicht weggespült; und es ist bequemer, einem Toten angeblich begangene Sünden großmüthig zu vergeben, als an die eigene Brust zu schlagen und im Innersten gewissenhaft nachzuforschen, ob man selbst nicht an dem Entschwundenen gesündigt hat. Ehe aber nicht solche Bußwoche im deutschen Land angebrochen ist, wird man von einer würdigen, dem Ernstern ernst huldigenden Bismarckfeier nicht reden dürfen.

. . . Das Toben der schwarzen Kerle, die beutegierig nach unserem Gepäc griffen, hatte mich in Kairo von dem Araber getrennt. Als ich aber durch die Straßen der modisch vermalten Pharaonenstadt fuhr, wurde mir klar, weshalb er sich an deutschem Philistersinn so inbrünstig zu ärgern vermochte.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.*)

Am zwanzigsten April hat die Regierung des Grafen Thun im österreichischen Reichsrathn de vom Ministerium Badeni mit der ungarischen Regierung vereinbarten Ausgleich eingebracht. Es sind 23 Gesetzentwürfe. Eine Vorlage betreffend die Quote, d. h. den Antheil, den Oesterreich und Ungarn zu den gemeinsamen Auslagen, unter denen die Kosten der Armee den vornehmsten Platz beanspruchen, zu zahlen haben, fehlt. Die Vereinbarung hierüber ist noch nicht zu Stande gekommen. Die österreichische Quotendeputation hatte den bisher festgehaltenen Standpunkt der Quotenbestimmung nach der Bevölkerungszahl aufgegeben und sich — freilich unter allerhand nichtsfagenden Versicherungen — verleiten lassen, die Leistungsfähigkeit beider Staaten, insofern sie in der Steuerleistung zum Ausdruck kommt, als Berechnungsbasis anzunehmen. Da nun in Oesterreich und Ungarn die Steuerverhältnisse sich außerordentlich verschieden entwickelt haben, ist es beim besten Willen nicht möglich, adäquate Werthe zu finden. Durch Ausschneiden einzelner Steuern und Steuergruppen läßt sich nahezu für jede Quotenkombination die statistische Begründung schaffen. Die Ungarn sind im Herzen entschlossen, falls ihnen Oesterreich nur den übrigen Ausgleich bewilligt, eine Quote von 34 bis 35 Prozent zuzugestehen. Die meist gut informirten budapester Kaffeehäuser nennen 34.8. Das wäre ungefähr so viel, wie Ungarn heute zahlt, plus dem Mehrgewinn, der ihm in Folge der geplanten Neuauftheilung der Verzehrungssteuern zu Gute käme. Der einzig richtige Ausweg aber, um für alle Zeiten das entwürdigende Feilschen um Prozente entbehrlich zu machen, wäre die Schaffung eines dauernden Maßstabes für die Quotenberechnung. Man hat keinen Versuch gemacht, diesen Weg zu betreten.

Die 23 Regierungsvorlagen des Grafen Thun sind das geistige Eigenthum des Ministeriums Badeni. Man erzählt sich, ohne bisher Widerspruch zu finden, daß Dr. von Böhm-Bawerk, der Finanzminister des Zwischenministeriums Gautsch, sich geweigert habe, die von Badeni mit Ungarn vereinbarten Vorlagen unverändert anzunehmen. Das sei eine der Hauptursachen des plötzlichen Rücktrittes des Ministeriums Gautsch gewesen, eines Ereignisses, das bekanntlich zuerst aus Budapest gemeldet wurde. Dr. von Böhm-Bawerk ist ein hervorragender Nationalökonom, sein Name hat europäischen

*) Dieser Aufsatz wurde geschrieben, bevor Kaiser Franz Joseph den österreichischen Reichsrath schließen ließ. Der unerwartete Schluß der Tagung hat auch die Ausgleichsvorlagen beseitigt. Da die Grundanschauungen aber für die Verhandlungen mit Ungarn maßgebend bleiben werden, behält, trotz der neuesten Aporturo des Grafen Thun, die Darstellung des Herrn Dr. Lehner ihren Werth.

Ruf. Sein Patriotismus war lebhaft genug, um ein Leben, das er, tiefster Herzensneigung und innerster Begabung entsprechend, der Wissenschaft gewidmet hatte, in den praktischen Finanzdienst des Staates zu stellen. Er vertauschte das Katheder der innsbrucker Universität mit dem Ministerialtisch in der Himmelfortgasse. Aber als Fachreferent verschiedener Finanzminister und als Finanzminister der Kabinete Kielmannsegg und Gautsch blieb er doch immer der schlichte deutsche Universitätsprofessor, dem Wahrheitliebe und Ueberzeugungstreue als die schönsten Tugenden gelten. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann die finanzpolitischen Probleme seiner Zeit nach seinen eigenen Rezepten zu lösen wünscht. Die Ressortminister des Ministeriums Thun sind allerdings viel weniger scrupulös. Sie haben den badenischen Ausgleich *tel quel* angenommen. Die bei allen Staatsstämpfern so beliebte „Zwangslage“ mußte als Ausrede auch hier wieder herhalten. Man hat es unterlassen, den Regierungsvorlagen ausreichend begründende Motivenberichte beizugeben. Das vorgelegte statistische Material ist sehr lückenhaft und vollkommen ungenügend. Ueber höchst wichtige Gegenstände wird geschwiegen oder eine nichtsagende Phrase gemacht. Konzeptpraktikantenarbeit, als ob in den Ministerien ein latenter Widerstand der österreichischen Bureaukratie gegen diesen Ausgleich herrschte, als ob die im Dienste Oesterreichs ergrauten Sektionschefs und Hofräthe, die den Verrath am Vaterlande, wenn er von den vorgefetzten Ministern begangen wird, zwar nicht Vaterlandsverrath nennen dürfen, doch wenigstens nicht helfend mit Hand anlegen wollten an einem Werke, das Oesterreich unmeßbaren Schaden bringen muß.

Den breitesten Raum unter den Ausgleichsvorlagen nehmen die elf Gesezentwürfe ein, die der Durchführung der Valutaregulirung und der Erneuerung des Privilegiums der Oesterreichisch-Ungarischen Bank gewidmet sind. In der Währungsfrage werden keine entscheidenden Schritte in Vorschlag gebracht. Es handelt sich nur um eine vorsichtige Weiterführung der ungarischen Valuta-Gesetzgebung aus dem Jahre 1892, wobei anzuerkennen ist, daß diese Weiterführung systemgerecht und im Geiste Steinbachs und Weyerles geplant ist. Allerdings sind die beiden Hauptfragen, nämlich: Wann werden die Baarzahlungen aufgenommen? und: Welche definitive Stellung wird dem Silber im österreichischen Währungssystem eingeräumt? offen gelassen. Angesichts der sehr ungünstigen Gestaltung der Handelsbilanz der Monarchie, angesichts der durchaus unsicheren innerpolitischen Verhältnisse der letzten Jahre ist diese Selbstbeschränkung zu begreifen. Dagegen giebt es keinen Tadel, der scharf genug wäre, um die in Aussicht genommene Lösung der Bankfrage zu verurtheilen. Man hat die Bank zwar als private Aktiengesellschaft weiter bestehen lassen, ihre Leitung aber vollkommen unter die Staatsautorität gebeugt. Und zwar unter die paritätische Autorität beider

Staaten, Oesterreichs und Ungarns. Die Neuorganisation steht unter dem Zeichen der in Oesterreich so beliebten Gleichberechtigung. Es giebt bei uns keinen Unsinn und keine Ungerechtigkeit, die nicht hof- und parlamentsfähig wären, wenn man nur versteht, ihnen das Mäntelchen der Gleichberechtigung umzuhängen. So werden im künftigen Generalrath der Oesterreichisch-Ungarischen Bank genau so viele Oesterreicher wie Ungarn sitzen und der Gouverneur wird das Säuglein an der Wage sein. Der Gouverneur wird von Seiner Majestät auf gemeinsamen Vorschlag beider Regierungen auf fünf Jahre ernannt. Er kann nach Ablauf dieser Frist wieder vorgeschlagen werden. Man kann sich kaum eine abhängigere Stellung vorstellen, als sie diesem Gouverneur auf fünf Jahre beschieden ist. Eine langjährige Erfahrung hat uns gezeigt, daß das rücksichtslose und impetuose Vorgehen der Ungarn ihnen bei Ausnützung ihrer sogenannten paritätischen Rechte stets das Uebergewicht sicherte. Auch ohne daß sich der Gouverneur selbst exponirt, kann durch den Abfall einer der österreichischen Stimmen im Generalrath den ungarischen Wünschen stets die Majorität gesichert werden. Mit dem erdrückenden Uebergewicht des Regierungseinflusses in der Centrale verbindet sich noch die Unabhängigmachung der beiden Direktionen in Wien und Budapest. Die Ungarn erhalten durch das neue Bankstatut, wie sich der verehrte Altmeister des österreichischen Bankwesens, der ehemalige Generalsekretär der Bank, von Lucam, ausdrückte, in Budapest die freie und in Wien die starke Hand.

Wenn irgendwo, so ist in Oesterreich-Ungarn eine staatliche Zettelbank nicht am Plage. Das österreichische Budget weist seit einigen Jahren ein chronisches, wenn auch verschleiertes Defizit auf und kann jeden Tag durch unvorhergesehene Ereignisse vollständig außer Rand und Band gebracht werden. Die Bedürfnisse der Kriegsverwaltung sind ungeheure. Ihre Achtung vor dem Steuergulden und vor dem Budgetrecht der Volksvertretung ist gleich Null. Im Vorjahr, inmitten einer vollkommen ruhigen Friedensperiode, hat der Kriegsminister sein Budget um 30.1 Millionen Gulden überschritten. Solche Gefegwidrigkeiten nennt man in Oesterreich Patriotismus. Sie lassen es aber wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn vorsichtige Politiker den Schlüssel zum Metallschatz der Bank nicht in die Hände des Finanzministers, sondern jener Vertrauensmänner des Kapitalismus gelegt wissen wollen, die in dem Kapital des Volkes ihren eigenen Reichthum vertheidigen, die nie vergessen, daß die Landeswährung der Maßstab ist, nach dem ihr eigenes Vermögen bewerthet wird. Die Privat-Zettelbank ist die unserem kapitalistischen Zeitalter am Besten entsprechende Form der Notenbank. Darüber kommt ein nüchterner Denker einmal nicht hinaus, am Allerwenigsten in Oesterreich-Ungarn. Denken wir uns nun diese verkappte Staatsbank, wie es die Oesterreichisch-Ungarische Bank nach ihrem neuen Statut sein würde, unter den prävalirenden Einfluß

der Ungarn gestellt, dann erscheint das Uebel, das die Reform bedeutet, für die österreichische Volkswirtschaft potenzirt. Der zum Nachtheil der Bevölkerung überwiegende Staats einfluß wird nicht einmal der Oesterreichs, sondern der Einfluß Ungarns sein. Diese Erwägungen lassen den Bankstatutenentwurf als durchaus unannehmbar und unverbesserlich erscheinen. Die österreichische Volkswirtschaft bedarf zu ihrem Gedeihen unumgänglich einer kaufmännischen Organisation der Notenbank. Eine staatlich und obendrein dualistisch eingerichtete Bank würde dieses Institut zum Tummelplatz politischer Einflüsse herabwürdigen. Die Geschäftchen magyarischer und polnischer Kavaliere und ihrer kommerziellen Freunde würden sich allerdings um Vieles leichter abwickeln, auch häufig um Vieles gewinnbringender gestalten, aber eine gesunde Geld- und Zinsfußpolitik ließe sich unter so bewandten Umständen nicht machen.

Die im neuen Statut gleichfalls neu geplante Veugung des Beamtenkörpers der Bank unter das Diktat der Minister würde sehr gefährlichen Protektionen Thür und Thor öffnen. Die fast täglich einlaufenden Meldungen über Defraudationen bei ungarischen Sparkassen, Banken, Waisenkassen u. s. w. erpreßten selbst dem Pesther Lloyd in einem Artikel vom neunzehnten Juli, der der ungarischen Defraudation-Epidemie gewidmet ist, das folgende Geständniß: „Die trübsägigen Erscheinungen verschwinden ja kaum mehr von der Tagesordnung und das allgemeine Rechtsgefühl ist schon so abgestumpft, daß es sich nur dann regt, wenn es sich um enorme Summen, um große Vermögen handelt.“ Das klingt wohl nicht sehr vertrauenerweckend.

Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat in ihrer bisherigen Organisation im Großen und Ganzen allen gerechten Ansprüchen genügt. Man mag ihr eine allzu große Rücksichtnahme auf die Dividende der Aktionäre zum Vorwurf machen, mag ihr in der Frage der Valutaregulirung vielleicht eine zu weit getriebene Vorsicht nachsagen, man wird in der Frage der Gewinnbetheiligung des Staates gewiß einer anderen Ansicht sein als der gegenwärtige Generalsekretär. Das und noch so vieles Andere sei gern zugestanden. Aber dem Geldbedürfniß Ungarns zu einem liberalen Zinsfuß hat die Bank auf das Allerconlanteste genügt. Das wird heute selbst jenseits der Leitha zugegeben. Ein sachliches und wirtschaftliches Bedürfniß nach der in Aussicht genommenen Statutenänderung besteht also nicht. Man versucht auch gar nicht — weder die beiden Regierungen noch die Bank —, diese Reform in pejus durch wirtschaftliche oder sachliche Motive zu begründen. Es ist der Altar der Gleichberechtigung, auf dem die in trüben Zeiten und ersten Krisen mannhafte bewährte kaufmännische Organisation der Bank leichten Herzens geopfert wird. Ungarn hat das Recht zur Errichtung einer selbständigen Notenbank. Das ist seine ganze staatsrechtliche Parität. Kann es aus irgend einem Grunde von diesem Recht keinen Gebrauch machen, dann be-

steht für Oesterreich durchaus keine Verpflichtung, eine paritätisch organisirte Bank gemeinsam mit seinem Bruderstaat zu errichten. Ungarn ist heute nicht in der Lage, eine eigene Bank zu gründen. Die unregelmäßigen Währungsverhältnisse, aber auch der Umstand, daß sein Kredit einen viel höheren Zinsfuß bedingen würde, als er Ungarn im Bunde mit Oesterreich zu Gute kommt, lassen es den Machthabern in Budapest sehr räthlich erscheinen, von dem Recht auf eine eigene Bank keinen Gebrauch zu machen.

Sowohl die österreichische Regierung als die Bank, deren Interesse durch das neue Statut womöglich noch mehr geschädigt wird als jenes der Bevölkerung, waren also Ungarn gegenüber in einer uneinnehmbaren Stellung. Bei einigermaßen verständnißvoller Fühlungnahme hätte auch die taktische Führung dieses Theiles der Ausgleichsverhandlungen keinerlei Schwierigkeiten gemacht und zu einem Siege Oesterreichs, zu einem Siege gesunder Währungsgrundsätze führen müssen. Fragen wir uns, warum diese günstige Lage nicht ausgenützt, warum von der gegenwärtigen Bankverwaltung deren bewährte kaufmännische Organisation nahezu ohne Widerspruch preisgegeben, warum von der österreichischen Regierung die Dualisirung des Geldwesens, das bisher gleich der Armee ein starkes Bollwerk der Reichseinheit gewesen war, ohne Weiteres zugestanden wurde, dann wissen wir auf diese Fragen keine Antwort. Wir stehen vor einem jener vielen Fragezeichen, welche die österreichische Regierung der letzten Jahre auf die Blätter der Geschichte geschrieben hat.

Den zweiten Theil der Ausgleichsvereinbarungen bildet das Zoll- und Handelsbündniß, das staatsgrundgesetzlich nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen geregelt werden muß. Auf ihm beruht die Gemeinsamkeit des Wirtschaftsgebietes der Monarchie. Die Wichtigkeit des ungarischen Marktes für die österreichischen Industrieprodukte und des österreichischen Marktes für die ungarischen Agrarprodukte steht außer allem Zweifel. Die Erneuerung eines die Gemeinsamkeit des Zollgebietes festsetzenden Zoll- und Handelsbündnisses liegt daher, wenn man lediglich den österreichisch-ungarischen Markt in Betracht zieht, sicherlich im Interesse beider Reichshälften. Anders allerdings sieht die Sache aus, wenn man die österreichischen Exportinteressen auch zum Wort kommen läßt. Die natürliche Richtung der österreichischen Industrieausfuhr weist nach dem Balkan. Dorthin fließt unsere große Wasserstraße. Gegenüber den west- und mittel-europäischen Staaten haben wir den Vorsprung der geographischen Lage. Die Völker des Balkans, Rumänen und Südslaven, werden durch das nationale Band mit zahlreichen Stammesgenossen innerhalb der Monarchie verbunden. Seit den Türkenkriegen bringt unser Vaterland große militärische und finanzielle Opfer, um ein gutes Einvernehmen mit den Balkanstaaten herzustellen und ihre unabhängige Entwicklung zu sichern. Uralte Handelsbeziehungen spinnen sich von

der unteren Donau nach den Stapelplätzen der Monarchie. Die Handelsgewohnheiten des europäischen Orientes sind dem österreichischen Kaufmann nicht fremd. In der That hatten wir bis in die Mitte der achtziger Jahre einen lebhaften Industrieexport nach den Donaureichen, der sich um so hoffnungsvoller zu entwickeln versprach, als die politische Emanzipation dieser jungen Staatengebilde gleichbedeutend mit ihrem kulturellen Fortschritt und mit der Hebung ihrer Konsumfähigkeit war. Alle gesunde Handelsthätigkeit beruht aber auf Gegenseitigkeit. Wer verkaufen will, muß auch kaufen. Es war daher nur naturgemäß, daß die Balkanstaaten die österreichischen Tuche, Kleider und Schuhe mit Weizen, Dachsen und Schweinen bezahlten. Diese Konkurrenz wurde Ungarn ungemüthlich. Es versperrte unter allerlei veterinärpolizeilichen Vorwänden, für die sich ja immer ein Anlaß findet, wenn man ihn sucht, unsere Grenze im Süden und Osten. Es machte den Getreide- und Pflaumen-Transporten aus dieser Richtung jede nur mögliche Schwierigkeit, so daß sich Rumänien und Serbien endlich zu Gegenmaßregeln genöthigt sahen. Die Folge waren Verstimmungen, Repressalien, endlich der Zollkrieg mit Rumänien, der unserer Industrie diesen aufnahmefähigen Markt raubte. Per Saldo hat sich der Export der Monarchie nach Rumänien, Serbien und Bulgarien von der Zeit vor Ausbruch des rumänischen Zollkrieges bis in die Mitte der neunziger Jahre um mehr als 50 Millionen Gulden im Jahr vermindert. Zieht man die Entwicklung der Dinge für den Fall in Betracht, daß dieser mehr als ein Jahrzehnt umfassende Zeitraum, statt zu Zollkriegen, zu einer liebevollen Pflege des Balkanexportes benützt worden wäre, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie sehr die österreichische Industrieausfuhr durch die Zollgemeinschaft mit Ungarn gelitten hat. Noch aus Anlaß des im vorigen Jahre geschlossenen Tarifvertrages mit Bulgarien stimmte Oesterreich, um nicht den Bulgaren für ihr Vieh eine Veterinärkonvention bewilligen zu müssen, die den Ungarn unangenehm gewesen wäre, einer Erhöhung der Zölle auf die spezifisch österreichischen Exportartikel, darunter Kleider und Schuhe, zu. Und schon die Handelsausweise des selben Jahres, obwohl angesichts der bevorstehenden Zollerhöhung der bulgarische Markt sich noch thunlichst versorgte, brachten ein Sinken des Exportes unserer Monarchie nach Bulgarien, das insbesondere Kleider und Schuhe mit einer Minusdifferenz von 1.5 Millionen Francs gegen das Jahr 1896 betraf.

Die mit den mitteleuropäischen Staaten geschlossenen sogenannten Dezemberverträge fassen die Monarchie als einen Agrarexportstaat auf und benutzen die Industriezölle des österreichisch-ungarischen Tarifes als Kompensationobjekte, um von den Vertragsstaaten möglichst günstige Bedingungen für die Agrarausfuhr der Monarchie zu erlangen. So findet der österreichische Export überall die Thore für Industrialien verschlossen und lernt

leider mehr und mehr sich mit dem zollgeschützten inländischen und ungarischen Markt begnügen. Das gilt namentlich von der Textilindustrie. Die österreichische Industrie muß deshalb von dem neuen Zoll- und Handelsbündniß mit Ungarn verlangen, daß es dem Industrieexport, insbesondere nach dem Balkan, nicht jede Zukunft versperre. Die Macht, willkürliche Viehimportverbote zu erlassen, die Transportwege zu sperren, muß den Ungarn genommen werden. In dieser Richtung bietet die Regierungsvorlage des Zoll- und Handelsbündnisses keinerlei Sicherstellung. Das ist um so bedauerlicher, als die handelspolitische Feindschaft gegen die Donaufürstenthümer auch in allgemein politischer Beziehung der Monarchie böse Früchte trägt. Ohnehin hat die rücksichtslose Nationalitätenpolitik Ungarns eine Entfremdung der kleinen Nationalstaaten auf dem Balkan herbeigeführt, die ihre Konnationalen jenseits der grün-weiß-rothen Grenzpfähle unter dem Joch unerhörter Gewaltmaßregeln seufzen sehen. Die Monarchie, die dem Orient gegenüber nur ihre ungarische Seite zeigt, tritt dort als Feind der Rumänen und Südslaven auf. Es ist kein Wunder, wenn es aus dem Balkan so zurückschallt, wie es aus Ungarn hinübertönt. Wird nun noch obendrein diesen Staaten die Möglichkeit, ihre Produkte nach dem Norden und Westen zu exportiren, abgeschnitten, so werden sie naturgemäß nach dem Schwarzen und Ägäischen Meere gedrängt. Rumänien und Bulgarien ließen es sich große Opfer kosten, um mit Eisenbahn- und Hafengebauten den Pontus Euxinus zu suchen. Auf diesem Wege kommen sie natürlich unter die Botmäßigkeit Rußlands. Im Süden streben Serbien und Bulgarien eifersüchtig nach Makedonien und Salonichi, um sich den Exportweg nach dem Ägäischen Meere zu sichern. Damit ist ein Streitobjekt für unabsehbare Zeiten geschaffen. Unsere Monarchie, die alle Ursache hätte, den Frieden auf dem Balkan zu fördern, nährt durch die Versperrung der Handelswege nach dem Norden und Westen die Eifersucht Serbiens und Bulgariens, die so geradezu gezwungen werden, um das Thor nach dem Süden einen Kampf auf Leben und Tod zu führen.

Der Ersatz, den der ungarische Markt für alle diese Verluste bieten sollte, wird von Jahr zu Jahr fragwürdiger, da das an sich berechtigte Streben Ungarns, eine eigene Industrie zu schaffen, naturgemäß die österreichische Ausfuhr nach Transleithanien schwächt. Die Vortheile, die Ungarn neuen Fabriken zuwendet, sind sehr zahlreich. Steuer-, Zoll- und Eisenbahn-Tarif-Nachlässe, Grundschenkungen, Zuwendung von öffentlichen Lieferungen, finanzielle Begünstigungen, persönliche Auszeichnung der Fabrikanten durch Orden und Adelsverleihung: Das sind die Mittel des modernen ungarischen Colbertismus. Wenn nun auch diese Stimulantien den Mangel einer industriellen Arbeiterschaft nicht zu ersetzen und daher die ungarische Industrie nicht über eine gewisse Grenze hinaus zur Entwicklung zu bringen vermögen, so haben

sie doch den Werth des ungarischen Marktes für Oesterreich sehr vermindert. Vor Allem beweisen sie, daß Ungarn, je eher, je lieber, den österreichischen Import loswäre und daß die Trennung des bisher gemeinsamen Zollgebietes eigentlich denn doch nur eine Frage der Zeit ist. In gewissen Industriezweigen, wie in der Glas-, Zucker-, Chemikalien- und Maschinen-Erzeugung, der Elektrotechnik, vor Allem aber in der Mälerei, hat die ungarische Produktion bereits sieghaft nach Oesterreich herübergegriffen, so daß jene industriellen Stimmen, die Schutz vor Ungarn verlangen, in Oesterreich nicht mehr ganz vereinzelt sind. Immerhin ist der ungarische Markt der wichtigste, wenn nicht der einzige Vortheil, den die österreichische Produktion bisher aus dem Zoll- und Handelsbündniß gezogen hat. Wenn es gilt, die unliebsame Opposition gegen das badenische Ausgleichswerk mürber zu machen, so wird mit der Errichtung ungarischer Zollschranken gedroht. In der That ist es so ziemlich der einzige wirtschaftliche Schaden, den uns Ungarn zufügen könnte, falls der Ausgleich scheitern sollte. Dieser Schaden wäre aber beträchtlich genug. Oesterreichs Ausfuhr an Industrieprodukten nach Ungarn beträgt ungefähr zweihundert Millionen Gulden im Jahr. Allerdings hätten wir es in der Hand, durch Gewährung von Exportprämien einen ungarischen Zolltarif in seiner prohibitiven Wirkung unschädlich zu machen. Die Kosten einer derartigen Prämienpolitik würden dadurch reichlich hereingebracht, daß wir ja in diesem Fall auch nicht die bisherigen exorbitanten Opfer für die gemeinsamen Auslagen zu bringen hätten. Ueberdies könnte ein ungarischer Zolltarif mit der Spitze gegen Oesterreich nur ganz kurze Zeit bestehen, denn die Maßregeln, die wir gegen den ungarischen Agrarexport sowohl in zoll- als in eisenbahntaxifarischer Beziehung ergreifen würden, müßten den Zollkrieg zu einer Niederlage Ungarns gestalten.

Das sind anscheinend sehr naheliegende Wahrheiten. Man muß sich daher über den Entwurf eines autonomen ungarischen Zolltarifes wundern, der um die Mitte des Julimonates vom ungarischen Handelsminister veröffentlicht und unter seiner Regide in Budapest einer öffentlichen Diskussion unterzogen wurde. Diese Debatte war die schönste Sammlung von handelspolitischen Allgemeintheorien und Gemeinplätzen, von widerspruchsvollen Behauptungen ohne Beweis, die man sich denken kann. Dr. Wekerle war vielleicht der einzige Redner, dessen Ausführungen nicht die Frage nach dem letzten Zweck und dem praktischen Nutzen derartiger Expektorationen erweckten. Mindestens hat er bewiesen, daß er Bismarcks Rede über die Getreidezölle vom achtundzwanzigsten Mai 1879 nicht ohne Nutzen gelesen hat. Der ungarische autonome Zolltarif-Entwurf, der übrigens nach den noch gültigen Verträgen erst nach 1903 in Kraft treten könnte, legt auf alle österreichischen Importartikel außerordentlich hohe Zölle. Seine Publikation hat daher theils

Unwillen, theils Gelächter, und zwar innerhalb der gesammten gemeinsamen Zolllinie, hervorgerufen. Der ungarische Handelsminister Baron Daniel mußte manches herbe, aber gerechte Wort hören und eine Weile hatte es den Anschein, als würde der zollkriegerische Minister das Pfluschwerk mit seinem Vorteseuille bezahlen. Baron Daniel scheint aber in so ernsten Zeiten seine Arbeitskraft dem Vaterland nicht entziehen zu wollen. Darum begann er sofort, nachdem er seine Blamage eingesehen hatte, den Rückzug. Er ließ nicht allein sein Kind im Stich und verweigerte ihm bei der Taufe selbst den Namen eines Regierungswerkes, sondern nannte es „Materialiensammlung“. Er leugnete jede Vaterschaft. Er habe nichts weiter gethan, als die von verschiedenen Fachwännern gewünschten Zölle — wahrscheinlich immer die höchsten — ohne Prüfung wahllos in den Tarif eingefügt. Dieser Bastard aus allen Gassen sollte die industrielle Wählerschaft Oesterreichs in das Bodenhorn jagen und das Schreckbild eines der cisleithanischen Industrie unerreichbaren, mit unübersteiglichen Zollthürmen gepanzerten Ungarns vor Augen führen. Auch dem Deutschen Reich war in dem Schauerstück eine Rolle zugedacht. Reichsdeutsche Kapitalisten würden unter dem Schutz der ungarischen Zollmauern in Magyarien Fabrik an Fabrik errichten und das Deutsche Reich würde dem ungarischen Agrarexport willig seine Thore öffnen. So werde Ungarn seine eigene Industrie bekommen und, statt des österreichischen, das viel größere und aufnahmefähigere reichsdeutsche Absatzgebiet für Getreide und Mehl, für Ochsen und Vorstenvieh gewinnen.

Auch diese Rechnung dürfte nicht stimmen. So weit die zukünftige Richtung der reichsdeutschen Handelspolitik vorausszusehen ist, wird denn doch die Landwirtschaft ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Ob man nach 1903 Caprevis Politik in noch verstärktem Maß wiederholen wird, muß zum Mindesten bezweifelt werden. Jedenfalls ist der Faktor „deutscher Markt für ungarische Agrarprodukte“ eine höchst unbestimmte Größe in der handelspolitischen Rechnung Ungarns. Es wäre einfach kindische Phantasterei, wenn Ungarn, auf diese unbestimmte Größe bauend, den sicheren, altgewohnten Absatz in Oesterreich leichtsinnig aufgäbe.

Nicht weniger lustig dürften die Gebäude jener Fabriken sein, die Ungarn dem Zollschutz zu verdanken haben wird. Mit Zöllen allein schafft man keine Industrie. Man braucht dazu vor Allem Arbeiter, Kapital und Unternehmungslust. Vielleicht nicht an dieser Unternehmungslust, jedenfalls aber an Arbeitern und Kapital fehlt es jenseits der Leitha. Das österreichische und reichsdeutsche Kapital würde den Weg in die ungarische Industrie gewiß nur für einen solchen Preis finden, der eine außerordentlich namhafte Besteuerung der allgemeinen Bedarfsartikel zur Folge hätte. Aber selbst angenommen, die ungarische Bevölkerung würde diese Belastung zu Gunsten

nicht-ungarländischer Kapitalisten und nur aus patriotischer Freude darüber, daß der blaue Himmel des Magyarenlandes durch den Rauch hoher Fabrik-
 schote nuanciert werde, auf sich nehmen: wo wird die neue Industrie ihre
 Arbeiter finden? Der Magyar taugt nicht zum Fabrikarbeiter. Wo bisher
 ungarische Industrie blüht, beruht sie auf deutscher und vor Allem auf slavischer
 Arbeiterschaft. Die ungarische Nationalindustrie ist durchaus nicht magyarisch.
 Deutsche Unternehmer, deutsche Beamten, deutsches Kapital, deutsche und
 slavische Arbeiter, allerdings unter magyarischer Firma: Das wäre die nationale
 Struktur der ungarischen Industrie. Schon in Oesterreich hat die Industri-
 alisierung der Slavifizierung ungeheuren Vorschub geleistet. Ohne die Würdigung
 dieser Thatfache, die wohl eine eigene Untersuchung reichlich lohnen würde,
 ist der jetzige Rationalitätenkampf in den Sudetenländern überhaupt nicht zu
 verstehen. Die in der ungarischen Zukunftsindustrie zur Geltung gelangten
 slavischen Proletariermassen würden den ungarischen Nationalstaat sehr bald
 von unterst zu oberst kehren. Die Geschichte und politische Macht Ungarns
 beruht auf seiner Landwirtschaft, auf der Tüchtigkeit und Unabhängigkeit
 der landed gentry und des freien Bauern. Das industrielle Proletariat,
 das der Träger eines modernen Fabrikensystemes in großem Stil wäre,
 würde trotz Polizei und Panduren die gesellschaftliche Struktur des Magyaren-
 staates vollständig umstülpen. Die Männer, die durch die Industrialisierung
 Ungarns diesen Staat für die Ewigkeit zu festigen dachten, hätten nur den
 Keim zu seinem Tode gelegt. Das magyarische Staatsproblem liegt heute
 nicht darin, aus Ungarn einen möglichst nach westeuropäischem Muster ein-
 gerichteten Staat, der auf allen Gebieten des Kulturlebens, also auch auf
 jenem der kapitalistischen Industrie, schablonenmäßig gleich den anderen modernen
 Staaten organisiert ist, zu schaffen, sondern darin, die natürlichen Bedingungen
 für das wirtschaftliche Gedeihen der Magyaren zu erhalten. Als agricolter
 Verfassungsstaat ist Ungarn groß geworden und zu Ansehen gelangt. Als
 kapitalistischer Militärstaat wird es nach dem selben pseudodemokratischen
 Maß gemessen werden wie alle anderen. Durch seine Ehe mit Eisleithanien
 ist Ungarn in der glücklichen Lage, sich als landwirtschaftlichen Staat ent-
 sprechend seiner Individualität ausleben zu können. Eines schickt sich nicht
 für Alle. Vielleicht dämmert dieser Gedanke in den Köpfen der ungarischen
 Staatsmänner angesichts des Vastardtarifes des Barons Daniel und der Kritik,
 die er entfesselte. Dann hätte selbst diese Mißgeburt nicht umsonst gelebt.

Ohne Zweifel ist es eine Ungereimtheit, daß zwei Staaten, die so innig
 mit einander verbunden und auf einander angewiesen sind wie unsere beiden
 Reichshälften, in ihren pragmatischen Grundgesetzen nicht die Bestimmung
 ewiger Weistbegünstigung besitzen. Bismarck wußte sehr wohl, warum er in
 den Frankfurter Frieden die bekannte Weistbegünstigung-Klausel aufgenommen

hat. Wenn schon das Deutsche Reich mit einer russisch-französischen Militär-Alliance rechnen muß, so hat es wenigstens seinen Westen gegen Zollkriege und dergleichen Fährlichkeiten gesichert. Gewiß ist nicht anzunehmen, daß der König von Ungarn jemals Befehl die Sanction erteilen wird, die den Zollkrieg gegen den Kaiser von Oesterreich bedeuten. Aber weil der Zustand eines ewigen Friedens auf handelspolitischem Gebiet durch das Gleichgewichtsverhältniß der Monarchie und die Interessen der Dynastie bedingt ist, eben darum hätte man diesem faktischen Zustand auch den entsprechenden rechtlichen Ausdruck durch Aufnahme der immerwährenden Meistbegünstigung beider Staaten in ihre Staatsgrundgesetze geben sollen. Mindestens aber muß verlangt werden, daß der auf die Zolleinheit bezügliche Theil des Zoll- und Handelsbündnisses nicht auf eine bestimmte Vertragsdauer, sondern für ewige Zeit geschlossen werde. Dadurch würden die beiderseitigen Handelsbeziehungen jene Stabilität gewinnen, die der Unternehmungslust weiter absehende Pläne und Anlagen erlaubt. Dadurch würde der politischen Agitation und der Experimentirkunst ungeschickter Regierungen ein Gebiet entzogen werden, dessen dauernde Umgrenzung eine unumgängliche Vorbedingung des wirtschaftlichen Gedeihens der Gesamtmonarchie ist. Die Festlegung einer derartigen Bestimmung und eines pragmatischen Grundgesetzes darüber, wie die Beitragsleistung beider Staaten zu den gemeinsamen Ausgaben, insbesondere für die Armee, zu bestimmen ist, würde endlich jenes böse, aber nur zu begründete Wort aus der Welt schaffen, das Oesterreich-Ungarn die Monarchie auf Kündigung nennt.

Ein weiterer Kardinalmangel des Zoll- und Handelsbündnisses ist das Fehlen entsprechender Einrichtungen zur Beilegung jener Streitigkeiten, die aus dem Bündniß entspringen. In dem ganzen Ausgleichswerk sind fast keine Vorfragen in dem Sinne getroffen, daß es dem einen Staat zusteht, sich durch Inspektoren von der Durchführung der vertragsmäßigen Verpflichtungen des anderen Kontrahenten zu überzeugen, und daß im Falle zweifeltiger Auffassung über diese Verpflichtungen eine oberste Instanz die Entscheidung treffe. Die bona fides beider Vertragstheile in Ehren; es kann sich aber denn doch im Lauf der Zeiten eine Verschiedenheit der Meinungen einbürgern und in der Praxis der Verwaltung bethätigen. Das kann sogar so weit gehen wie beim Mahlfverkehr, bei gewissen Industriebegünstigungen in Ungarn, bei der Vergebung von ungarischen Lieferungen, daß nur noch die allereingefleischtesten Optimisten — nämlich Jene, die dafür bezahlt werden — von bona fides reden. Jedes Gesetz und jeder Vertrag bedarf in letzter Linie zu seiner Durchführung des Zwanges. Einander viel fremder als die beiden Reichshälften gegenüberstehende Staaten haben sich Schiedsgerichten unterworfen. Darin liegt noch lange keine Entäußerung der Souveränität. Das Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn beruht aber

lediglich auf dem freiwilligen Einvernehmen und dem gegenseitigen guten Willen und endlich auf gewissen kleinen und uneingestandenem Repressalien. Wenn es einem Theil, wie heute Ungarn in seiner süd-ost-europäischen Veterinär-Politik, gefällt, ohne Rücksicht auf seine vertragsmäßigen Verpflichtungen gegenüber Oesterreich eigenmächtig vorzugehen, so haben wir keine Instanz, an deren Schiedsspruch appellirt werden könnte, so haben wir keine Organe und kein Verfahren, um den Thatbestand objektiv zu erheben. Gegenseitige Kontrolle und beiderseitige Unterwerfung unter ein höheres Schiedsgericht: Das sind die beiden Maßregeln, die geeignet wären, eine gerechte Durchführung des Zoll- und Handelsbündnisses und überhaupt des ganzen Ausgleichswerkes erst zu ermöglichen. Von einander ganz unabhängige Staaten können schließlich in Streitfällen ihr Vertragsverhältniß lösen, sie können zum Zollkrieg schreiten, ja, selbst an die Gewalt der Waffen appelliren. Alle diese Mittel, Zwistigkeiten zu vermeiden oder beizulegen, sind zwischen den beiden Reichshälften ausgeschlossen. Das nie gekühlte Unrecht frist sich tief ein in das Bewußtsein der Volksseele und erzeugt einen gährenden Groll, der unter Umständen noch schlimmere Früchte zeitigen kann, als es ein nach allen Regeln des Komments frischweg ausgetragener Handel wäre. Um Streitigkeiten endgiltig aus der Welt zu schaffen, giebt es nur zwei Wege: entweder die Gewalt oder das Gericht. Beide sind den Kompagiszenten des österreichischen Zoll- und Handelsbündnisses verschlossen. Wird nun doch einmal eine Vertragsverletzung begangen, so bleibt dem verletzten Theil nichts übrig, als entweder schweren Herzens das Unrecht zu ertragen oder durch eine Vertragsverletzung oder mindestens durch eine Handlungsweise, die dem Geist des Bündnisses nicht entspricht, Wiedervergeltung zu üben. Das ist der große Jammer unseres Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn. Die heutige Generation der herrschenden Klasse sowohl diesseits als jenseits der Leitha, insbesondere aber die berufenen Vertreter der dynastischen Interessen, haben kein Auge für diese Wahrheiten, geschweige denn, daß sie dem Muth sünden, den alten Amtschimmel zu verleugnen und durch Einführung der immerwährenden Meißbegünstigung, der gegenseitigen Kontrolle und Schiedsgerichte das gemeinsame Zollgebiet zu einem wahrhaft einheitlichen Wirtschaftsgebiet zu erheben. Statt Dessen wird an den Symptomen herumgedoktort, werden zwei Löcher aufgemacht, um eins zu stopfen.

Ohne jeden zwingenden Grund hat die österreichische Regierung ihr Ausgleichswerk durch namhafte Erhöhungen der Verzehrungssteuern, Zölle auf Zucker, Bier, Branntwein und Petroleum komplizirt. Sie gedenkt, aus dieser Maßregel eine Mehreinnahme von 47 Millionen Gulden im Jahr zu erzielen. Der Konsum wird natürlich um mehr als 47 Millionen belastet, da der Steueraufschlag im Detailpreis der Waaren wohl stets nach oben

abgerundet wird. Der Finanzminister hat nicht unterlassen, zur Begründung dieser Mehrforderungen einen Finanzplan zu entwickeln, der jedoch in der Bevölkerung keinen Glauben, ja kaum Beachtung gefunden hat. Ich will mit dem österreichischen Finanzminister über die sozialpolitische Berechtigung der Erhöhung dieser Konsumsteuer nicht rechten, obwohl gerade Dr. Raizl vor nicht allzu langer Zeit als einfacher jungtschechischer Abgeordneter mit zutreffenden und unwiderleglichen Worten eine Finanzpolitik geißelt hat, die er nun als Finanzminister selbst verfolgt. Mit Schadenfreude weisen die Sozialdemokraten und Radikalen aller Parteien auf dieses neuerliche Beispiel greifster Unzuverlässigkeit eines bürgerlichen Politikers hin. Raizls Name hatte noch unlängst einen guten Klang bei allen Sozialpolitikern in Oesterreich. In seinem Kampf gegen das Koalitionministerium und seinen altliberalen Vorgänger von Plener hatte er vielfach die Sympathien auch deutscher Kreise auf seiner Seite. Nun ist er Mitglied einer Regierung, die mit Ausnahmezustand, Standrecht und Verfassungsbruch nach § 14 arbeitet. Kaum wundert man sich mehr, daß sich die Sozialpolitik seines Fachressorts lediglich in der Vertheuerung von Bier, Branntwein, Zucker und Petroleum bewährt.

Vorläufig dürfte sich aber Dr. Raizl umsonst kompromittirt haben. Denn weder ist an eine parlamentarische Erledigung des Ausgleiches im Allgemeinen noch im Speziellen daran zu denken, daß irgend ein österreichisches Parlament die verlangten Steuererhöhungen bewilligt. Diese aber nach absolutistischem Rezept mit Hilfe des § 14 einzuführen, wäre heute ein sehr gewagtes Unternehmen. Mannichfache Verhältnisse, insbesondere die Missernten der letzten Jahre, haben eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel und damit die drückende Nothlage weiter Bevölkerungsschichten bewirkt. Wenn die armen galizischen Bauern die armen polnischen Juden berauben, so ist es nichts Anderes als die Verzweiflung eines verhungerbenden Volkes, die sich Luft macht. Keine andere Ursache lag den Feldarbeiteraufständen in Ungarn zu Grunde, die allerdings durch rücksichtslose Anwendung von rauchlosem Pulver und erbarmungslosem Blei unterdrückt wurden. Die italienischen Unruhen und die böse Rolle, die dabei die Verzehrungssteuern gespielt haben, geben auch Einiges zu denken. Die Finanznoth der Staaten und ihrer Fürsten sind der Boden, auf dem aller Parlamentarismus entstanden ist. Man wird auch in Oesterreich die Erfahrung machen, daß Steuererhöhungen zu Lasten der großen Masse des Volkes nicht ohne Parlament eingeführt werden können.

Das Schicksal der 23 Ausgleichsvorlagen des Grafen Thun kann heute bereits mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden. Sie werden in dieser Form niemals Gesetzeskraft erhalten, — weder auf verfassungsmäßigem noch auf absolutistischem Wege. Auf verfassungsmäßigem Wege darum nicht, weil der Zugang zu ihm vorläufig überhaupt durch die eigenjinnige und deutsch-

feindliche Rationalitätenpolitik der Regierung verkrampft ist. Das Bewußtsein, daß der Preis des gegenwärtigen Kampfes nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung des deutschen Volksthumes der Sudetenländer ist, hat im Volk tiefe Wurzel geschlagen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die deutschen Wählerschaften sich mit einem faulen Frieden begnügen und das nationale Schicksal ihrer Kinder und Enkel dem Streberthum einzelner politischer Schacherer zum Opfer bringen werden. Die Politik der deutsch-österreichischen Abgeordneten wird durch eine von Tag zu Tag mächtiger werdende Volksbewegung getragen. Es wäre nicht allein ein schnöder Verrath, sondern auch ein politischer Selbstmord und eine beispiellose Dummheit, wollten die deutschfreisinnlichen Mitglieder des österreichischen Parlamentes die Obstruktion aufgeben, um dem Volk Bier, Branntwein, Petroleum und Zucker zu vertheuern, um die Notenbank und den Kredit der österreichischen Währung zu ruiniren. Aber auch mit Hilfe des berüchtigten § 14 des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung wird das Geschäft mit Ungarn nicht ratifizirt werden können. Nach diesem Paragraphen wird das Gesamtministerium ermächtigt, durch kaiserliche Verordnung dringende Anordnungen zu erlassen, insofern diese „keine Abänderung der Staatsgrundsätze bezwecken, keine dauernde Belastung des Staatsschatzes und keine Veräußerung von Staatsgut betreffen“. Von diesem Verfügungsrecht darf jedoch nur dann Gebrauch gemacht werden, „wenn sich die dringende Nothwendigkeit solcher Anordnungen, zu welchen verfassungsmäßig die Zustimmung des Reichsrathes erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine große Anzahl der finanziellen Abmachungen mit Ungarn eine dauernde Belastung des Staatsschatzes betreffen. Nicht weniger sicher liegt in dem Begriff des Nothverordnungsrechtes, daß von ihm nur im Fall wirklicher, überraschend auftretender Noth Gebrauch gemacht werden kann. Wenn die Regierung berechtigt wäre, so oft ihr der Reichsrath ein Gesetz nicht bewilligt, das Parlament ad hoc zu vertagen und nun das von dem Parlament nicht gewährte Gesetz durch den § 14 zu verordnen, dann wäre dadurch überhaupt das gesammte Gesetzgebungsrecht illusorisch gemacht. Die Anwendung des § 14, wie sie jetzt in Oesterreich bereits üblich scheint, ist ein Verfassungsbruch, wie er kaum entschiedener gedacht werden kann. Diese Anwendung fand bisher allerdings nur auf kleinere Gegenstände oder aus solchen Anlässen statt, deren Unaufschieblichkeit und provisorischer Charakter nahezu unbestritten war. Ein großes Gesetzgebungswerk aber, das in tausendfacher Beziehung in das praktische Leben eingreift, das auf nahezu sämmtlichen Gebieten der Volkswirtschaft Aenderungen bedingt, das weitabsehende und in ungemessene Millionen gehende Verpflichtungen des Staates finanzieller Natur in sich schließt, wird man nicht als eine unaufschiebliche, geschweige denn als eine unvorhergesehene

Nothmaßregel zu kennzeichnen wagen. Um so weniger, als man es bei diesen meist vertragsmäßigen Abmachungen nicht allein mit der österreichischen Bevölkerung, sondern auch mit Ungarn und, was die Bankvorlage anbelangt, mit der Bank selbst und dem Kredit der österreichischen Währung, der ja schließlich auf Grund des § 14 nicht normirt werden kann, zu thun hat. Die in Betracht kommenden Finanzkreise werden jedenfalls gut daran thun, sich über die juristische Verbindlichkeit von Versprechungen, die lediglich die österreichische Regierung auf Grund des § 14 ohne Ratifikation durch das Parlament abgeben sollte, zu informieren. Es könnte sonst leicht der Fall eintreten, wie es ja schon mehrfach, z. B. jüngst bezüglich der Gesetzeskraft der Sprachenverordnungen geschehen ist, daß aus irgend einem Anlaß die österreichischen Gerichte in dieser Frage zum Wort kämen und anderer Ansicht wären als die österreichische Regierung; oder daß man gar im Auslande die Rechtsverbindlichkeit von Zahlungsverprechungen einer Notenbank, deren Privilegiumsertheilung ein gesetzwidriger Regierungakt war, in Frage stellt. Um so weniger aber hat die Bank ein Interesse daran, dem Grafen Thun zu Liebe ihr staatsrechtliches Gewissen zu beruhigen, als wohl kein Aktionär der Bank das neue Bankstatut dem alten vorziehen wird.

Am Allerwenigsten aber kann sich Ungarn über den Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 hinwegsetzen. Nach diesem ungarischen Verfassungsgesetz ist die unumgängliche Voraussetzung des Fortbestandes des Dualismus die Verfassungsmäßigkeit der Regierung in den nicht-ungarischen Ländern. Streng genommen, wird bereits durch den geringsten Schritt vom konstitutionellen Wege in Oesterreich die Gemeinsamkeit mit Ungarn ipso facto gelöst. Wenn nun auch heute die ungarische Regierung und ihre Mehrheit im budapester Reichstag diese strengen Konsequenzen der ungarischen Verfassung noch nicht gezogen haben, so ist es dennoch kaum denkbar, daß Baron Banffy einen definitiven Ausgleich, geschlossen mit einem nach dem § 14 regirten Oesterreich, im ungarischen Parlament, dessen Geschäftsordnung bekanntlich keinen Schluß der Debatte kennt und der Obstruktion die günstigsten Handhaben bietet, durchbrächte. Neuerliche Provisorien werden also voraussichtlich das jezige Verhältniß zu Ungarn verlängern. Die Regierungsvorlagen über den Ausgleich werden, um mit Baron Daniel zu reden, eine „Materialiensammlung“ bleiben. Daß dieser Zustand ein unhaltbarer ist, soll nicht geleugnet werden. Oesterreich ist aus der Monarchie auf Kündigung zu einer Monarchie des Provisoriums herabgesunken. Mühsam zieht der § 14 den Staatskarren von einer Leidensstation zur anderen. Ausnahmezustand und Standrecht gehören zu den alltäglichen Regierungshelfen. Völl banger Zweifel drängt sich überall die Frage hervor: Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Brünn.

Dr. Otto Lecher,

Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Der stumme Kerl.

Die einfachsten Sachen, die wenigstens, die am Einfachsten aussehen, sind die schwierigsten. Wer es nicht glaubt, frage einen Circus-Clown; der wird ihm sagen: „Mein sehr verehrter Herr, ein doppelter Saltomortale ist eine große Kleinigkeit, die Jeder leisten kann. Das Schwierigste, was es für uns giebt, ist, wenn wir uns der Länge nach auf den Bauch gelegt haben, wieder aufzustehen, ohne dabei die Hände zu benutzen oder die Knie zu krümmen. Das sieht so spielend leicht aus, als wenn es gar nichts wäre, und doch ist es das Schwerste, so man hat.“ Wenn Einer unter seinen guten Freunden und Bekannten, wie es ja immerhin möglich ist, keinen Circusmenschen haben sollte, so wende er sich vertrauensvoll an einen militärisch gekleideten Freund; auch Der wird ihm sicher sagen: „Lieber Sohn, die schwierigsten Exerzitien sind die einfachsten und die einfachsten sind die schwierigsten. Ein Karree formiren kann Jeder, wenn er bei der Ausführung des Kommandos von den hundertundzwanzig Leuten seiner Compagnie ordentlich unterstützt wird, denn allein kann natürlich kein Mensch gleichzeitig nach allen vier Himmelsrichtungen Front machen. Was aber die wenigsten Menschen können, die man Soldaten nennt, oder was, richtiger gesagt, kein homo militaris kann, einerlei, ob er sich allein auf dem großen Exerzirplatz langweilt oder ob er, gekleidet in drangvoll furchterliche Enge, in der Compagnie seinen Platz hat, Das ist: das Stillstehen.“

Und doch ist die Sache so furchtbar einfach; wenn das Kommando kommt: „Stillgestanden!“ braucht man nichts Anderes zu thun, als eben still zu stehen. Aber erst können vor Lachen, wie der Berliner sagt. Stillstehen ist die Seele vom Gange und darum wird von den höchsten und hohen Vorgesetzten auf diese edle Kunst der höchste Werth gelegt.

Es ist Besichtigung. Ein solcher Tag soll für die Leute eigentlich ein Festtag sein, denn da bietet sich ihnen Gelegenheit, zu zeigen, was sie können, Lob und Ehre zu ernten. Aber die Tage und Wochen, die der Besichtigung vorhergehen, sind wenig erfreulich; da wird exerzirt vom frühen Morgen bis zum späten Abend, da wird „gehimmelt“ nach allen Regeln der Kunst, damit die Sache nur klappt, und wenn die Stunde der Besichtigung endlich da ist, dann sind die Kerls und die Herren Kerls (die Offiziere) so müde, matt und marobe, daß die Feststimmung, die sie fühlen sollen, meistens eine Mißstimmung ist, zumal sie an dem Festtag „feste“ herangenommen werden; da dürfen die Knochen nicht geschont werden — sie kosten ja nichts —, und wer sich dennoch als Knochenhohner entpuppt, fliegt ohne Mitleid und Erbarmen drei Tage in den Kasten.

Es ist Bataillonvorstellung: der Herr Major soll den höchsten und hohen Excellenzen, dem Herrn General und dem Herrn Oberst, sein Bataillon vor-exerziren; von Dem, was er und seine Leute leisten werden, ist es abhängig, ob er noch ferner in seiner Stellung bleiben wird oder ob man es ihm nahe legen wird „aus Gesundheitrückichten“ seinen Abschied zu nehmen. Das Bataillon steht in der Breitspalade in der Paradeaufstellung, am rechten Flügel die Regi-

mentsmusik und die Spielleute. Der Herr Major hält mit seinem Adjutanten vor der Mitte seiner Truppe und ermahnt die Leute, sich Mühe zu geben, damit das Auge der Vorgesetzten mit Wohlgefallen auf ihnen ruhe.

Plötzlich heißt es: „Herr Major, Excellenz kommt.“

„Stillgestanden,“ kommandirt er mit lauter Stimme; und mit hörbarem Ruck nehmen die Leute die Knochen — in diesem Fall die Füße, Kniee und Beine — zusammen und setzen sich in Positur. Brust heraus, Bauch herein, Kopf in die Höhe, Kinn an die Binde. So, nun kann Se. Excellenz kommen.

Und sie kommt.

Voran reitet der kommandirende Herr General, ihm folgt Se. Excellenz der Divisionkommandeur, der Brigadekommandeur, der Herr Oberst und die Schaar der Adjutanten und Generalstabsoffiziere; auch der Chef des Generalstabes des Armecorps ist im Gefolge. Der Herr Major sieht es mit Grausen, denn besagter Herr führt den Beinamen „Der Scharfrichter“, weil auch er die Lebenden zu den Toten befördert; er schlachtet gar Rancken ab und Viele sind schon seinetwegen in den Wurfstessel gekommen.

Nun ist Se. Excellenz am rechten Flügel angelangt und reitet in tausendem Schritt die Front ab, mit scharfem Auge überall hinsehend, ob auch Alles in Ordnung ist, ob nichts zu einem Tadel Anlaß giebt, und mit ihm spähen die übrigen hohen Vorgesetzten und die Adjutanten, die sich oft — nein: fast immer — einbilden, klüger und bedeutender zu sein als ihre Herren. Plötzlich hält der kommandirende General sein Pferd an und seinem Beispiel folgen Alle, die seinem Pferd folgen. Se. Excellenz sehen sehr scharf nach einem bestimmten Punkt hin. Alle stellen sich hinter ihn und folgen der Richtung seiner Augen; was ist nur los? . . . „Ich lasse den Herrn Major zu mir bitten.“

Se. Excellenz spricht und im Galopp saust der Adjutant zu dem Herrn Bataillonkommandeur.

„Se. Excellenz lassen den Herrn Major bitten.“

Der Herr Major hörs; angenehm ist ihm die Botschaft nicht; klug und weise, wie er ist, ahnt er, daß irgend Etwas die Unzufriedenheit des hohen Herrn erregt hat, und Das ist nicht gut, weder zu Beginn noch zum Schluß der Besichtigung. Bildet die Unzufriedenheit das entrée, so trübt sie den Blick für die späteren guten Leistungen, und kommt sie zum Schluß, dann wird alles Gute sofort vergessen, nur das Schlechte haftet noch in der Erinnerung und die Kritik ist dann meistens wenig gnußreich.

„Se. Excellenz lassen bitten,“ wiederholt der Adjutant.

Mit dem „Bitten“ ist's beim Militär eine eigene Sache; zu bitten, ist unmilitärisch; man darf sich nur bitten lassen, aber auch nur ein einziges Mal; wer sich öfter bitten läßt, kommt leicht in den Verdacht, dickfellig und obstinat zu sein.

„Se. Excellenz lassen bitten,“ wiederholt der Adjutant zum dritten Male.

Der Herr Major hörs; seine Schuld ist es nicht, daß er noch nicht neben Sr. Excellenz hält, es ist die Schuld seines Streitrosses. Der Gaul ist plötzlich verrückt geworden und klebt; er will nicht von der Truppe weg. Verdanken kann man es dem Schinder ja eigentlich nicht, denn mit seinem Pferdeverstand sagt er sich: „Gut gestanden ist immer besser als schlecht Galopp gelaufen.“

Endlich werden dem Gaul die Sporenstiche seines Reiters denn doch zu

ungemüthlich: er keilt vorn und hinten aus, schlägt dem Adjutanten, der links hinter dem Kommandeur hält, beinahe die Kniegabel ein und setzt sich dann knurrend, brummend und pustend in Bewegung, eingedenk des Wortes: „Der Klügere giebt nach“. Dieses Selbstgespräch des edlen Rosses beweist, daß es seinen Herrn entweder sehr unterschätzt oder sich selbst sehr überschätzt. Der Adjutant Sr. Excellenz reitet voran, dann kommt der Herr Major, ihm folgt sein Adjutant; der muß seinem Herrn überall hin folgen: wohin der Major reitet, muß auch er reiten, und wenn sein Kommandeur, was zuweilen ja vorkommt, „vom Gaul fällt“, läßt auch er sich auf die Erde fallen und spricht dann: „Herr Major sind wirklich zu liebenswürdig. Der Herr Major hätten nicht nöthig gehabt, abzustiegen, ich komme allein wieder hinauf.“

Nach einem kurzen Galopp ist man bei dem kommandirenden Herrn General angekommen.

„Befehl überbracht“, meldet der erste Adjutant.

„Danke“, sagt Sr. Excellenz kurz und legt einen Finger, niemals zwei, an den Helm.

Der Herr Major parirt sein Ross zum Halten, salutirt mit seinem Degen, den er bisher stets auf die rechte Wende aufgesetzt hatte, und sagt: „Ich melde mich ganz gehorsamt zur Stelle.“

Diesmal legt Sr. Excellenz weder einen Finger der rechten Hand an den Helm, noch sagt er: „Danke“, sondern redet seinen Untergebenen nur mit den Worten an: „Hat etwas lange gedauert, Herr Major.“

Dem Herrn Major sind diese Worte gräulich; aber daran läßt sich nichts ändern, er nimmt sie ruhig hin, wie man als Mensch im Allgemeinen und als Soldat im Besonderen ja viel Leid geduldig über sich ergehen lassen muß.

Tiefe, erwartungsvolle Stille.

Der Herr Major denkt: „Was ist denn nur los?“

Endlich öffnet Sr. Excellenz den Mund:

„Herr Major, warum stand dieser Mann — ich meine den dritten Mann vom rechten Flügel im zweiten Gliede des dritten Zuges — vorhin nicht still? Jetzt steht er still, aber vorhin rührte und bewegte er sich; sehen Sie, jetzt zuckt er wieder mit der rechten Schulter. Warum steht der Mann nicht still?“

Wenn der Herr Major gefragt worden wäre, warum man noch keinen lenkbaren Luftballon erfunden habe, hätte er Rede und Antwort stehen können; so aber schweigt er.

„Herr Major, ich wiederhole meine Frage: Warum steht der Mann nicht still?“

Auf eine direkte Frage gehört auch eine direkte Antwort; und so sagt der Herr Major dann: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz.“

Das ist schlimm, denn wie ein Minister Alles wissen muß, wonach er von mehr oder weniger neugierigen Reichstagsabgeordneten gefragt wird, so muß auch der Untergebene Alles wissen, was der Vorgesetzte von ihm wissen will, manchmal sogar noch mehr.

„Ich lasse den Herrn Hauptmann bitten.“

Sr. Excellenz spricht's und im Rechtsgalopp — aber war es Linksgalopp? Ich habe nicht genau hingesehen — sprengt der Adjutant davon; gleich darauf hält der Gerufene neben dem hohen Vorgesetzten.

„Herr Hauptmann, warum rührt sich der Mann, warum steht er nicht still?“

Der Häuptling weiß in seiner Compagnie Bescheid wie kaum ein Zweiter, er kennt sie Alle beim Namen, weiß von Jedem, welchen Beruf er hat, wo er geboren ist, wie viele Geschwister er hat, was die Einzelnen sind, ob und mit wem verheirathet, — er weiß alles Mögliche, aber das Einzige, was er jetzt wissen soll, warum der Mann nicht still steht, Das weiß auch er nicht. Das ist nicht nur schlimm, sondern sogar sehr schlimm; so zögert er denn auch mit der Antwort. Als aber Niemand ihm zu Hilfe kommt, sagt er endlich: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz.“

„Bitte, rufen Sie den Zugführer.“

Wieder sprengt der Adjutant davon — diesmal im Contre-Galopp, ich habe es deutlich gesehen — und eine Minute später steht der Zugführer vor Sr. Excellenz. Es ist ein noch blutjunger Offizier, kaum zwanzig Jahre alt; er sieht fast aus wie ein junges Mädchen, so blond und rosig; trotzdem er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zulage in Professor Migargees Barterzeuger anlegt, keimt noch kein Härchen auf den Lippen oder auf dem zarten Sinn. Dunkel färben sich nun seine Wangen, da er neben Sr. Excellenz steht: er betrachtet Das als eine hohe Auszeichnung, obgleich er ganz genau weiß, daß er wahrscheinlich Etwas auf den Helm bekommen wird.

„Herr Lieutenant, warum steht der Mann in Ihrem Zuge nicht still?“

Welchen meint die Excellenz nur? Der Offizier, der am rechten Flügel steht, sieht nur geradeaus; mag rechts und links von ihm, vor und hinter ihm die Welt untergehen: Das geht ihn gar nichts an, er hat so lange geradeaus zu sehen, bis der Vorgesetzte kommandirt „Rührt — Euch“; und geht der Vorgesetzte bei einem allgemeinen Weltuntergang mit unter, so hat er dennoch still zu stehen und zu warten, bis ein anderer Vorgesetzter kommt; kommen wird schon einer, an Vorgesetzten ist kein Mangel, — ach nein, au controleur, im Gegentheil.

Wenn man geradeaus sieht, kann man gleichzeitig nicht auch nach links sehen, es müßte denn sein, daß man zu jenen Unglücklichen gehört, die mit dem rechten Auge stets in die linke Westentasche guden, vorausgesetzt, daß sie eine Weste tragen. Der Herr Lieutenant ist aber der glückliche Besitzer zweier gesunden Augen; also hat er natürlich keine Ahnung von Dem, was links von ihm vorgegangen ist, — junge Lieutenants haben nach der Ansicht ihrer Vorgesetzten bekanntlich nie eine Ahnung.

Der Herr Lieutenant bemüht sich, ausfindig zu machen, welcher Mann in seinem Zuge unangenehm auffällt. Während des zehnten Bruchtheiles einer Viertelsekunde denkt er daran, zu fragen: „Gestatten Euer Excellenz: welcher Mann ist gemeint?“ Aber die Frage erscheint ihm gleich darauf so vollständig unmilitärisch, daß er sich vor sich selbst schämt und sich ernstlich vornimmt, gleich nach der Rückkehr vom Exerzirplatz sich eingehend mit dem Studium der Disziplin und der Gebote der Subordination zu befassen. Vorläufig aber steht er noch auf dem „grünen Rasen“ und fühlt, daß alle Blicke auf ihn gerichtet sind. Er ist jetzt die Hauptperson, er wird endlich die Frage beantworten. Wenn er nur wüßte, wer gemeint ist! Er stellt sich auf die Fußspitzen, um über die großen Leute, die im ersten Zuge stehen, hinwegsehen zu können, — vergebens. Er dreht sich in den Hüften, biegt den Oberkörper nach rechts und nach links, um zwischen

den Leuten hindurchsehen zu können — Alles umsonst. Er sieht nichts, absolut nichts, aber Das darf er nicht eingestehen; so muß er denn antworten, ohne zu wissen, um wen es sich handelt. Und mit fester, klarer Stimme antwortet er: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz.“

„Das hätten Sie auch früher sagen können,“ lautet die „excellente“ Entgegnung; „Sie können wieder eintreten.“

Wer da glaubt, daß das „Eintreten“ so einfach ist, Der ist schief gewickelt.

Als der Herr Lieutenant sich vorhin Seiner Excellenz nahte, hatte er mit dem Degen salutirt; nun muß er erst wieder „Gewehr über“ nehmen. Mit möglichster Eleganz führt er den Degen bis vor die Mitte des Leibes und mit einer zweiten Bewegung an die rechte Seite. Diese zweite Bewegung hat den Vortheil, daß man sich bei ihr mit spielender Leichtigkeit das rechte Auge ausstoßen kann. Da die meisten Soldaten nicht blind sind, hat auch kein einziger Lieutenant Neigung, „einäugiger König“ zu werden, und Jeder macht deshalb ganz unwillkürlich mit dem Kopf eine kleine Bewegung nach links. Das aber darf nicht sein. „Das geht nicht, Das geht absolut nicht“: an diese Worte, die er so oft zu hören bekommen hat, denkt der kleine Lieutenant, während er vor den Augen Seiner Excellenz den Griff ausführt, — und schon hat er den Kopf nach links gedreht.

Unbegreiflicher Weise hat es der Kommandirende General nicht gesehen; aber Seine Excellenz der Herr Divisionkommandeur hat es bemerkt und schüttelt tadelnd und mißbilligend sein Haupt. Wenn die Höheren unzufrieden sind, dürfen die Niederen nicht loben; so pflanzt sich das Kopfschütteln fort, immer stärker und stärker, und der Hauptmann sitzt schließlich auf seinem Pferd wie ein Chinese, der ein Gelübde gethan hat, durch beständiges Wackeln mit seinem Kopf auch die chinesische Mauer zum Wackeln zu bringen.

Der Herr Lieutenant siehts mit Grausen; er weiß ganz genau, daß dem Herrn Oberst nachher gesagt werden wird, die Lieutenants seines Regiments machten keine guten Griffe, und er weiß auch ganz genau, daß der Kommandeur diesen Vorwurf nicht ruhig auf sich sitzen lassen wird: er wird für die jüngeren Herren Exerzirstunden einrichten, „damit solche bummeligen Griffe“ nicht wieder vorkommen.

Zur Unzufriedenheit aller Vorgesetzten hat der kleine Lieutenant also den Griff ausgeführt; nun kann er das „Eintreten“ weiter fortsetzen. Zunächst macht er die Wendung „Ganzes Bataillon kehrt“ durch eine Drehung nach links; auf dem Abfuß des linken und dem Ballen des rechten Fußes windet sich der Herr Lieutenant um seine Längsachse und setzt dann den rechten Fuß kurz bei. Nun steht er und giebt damit den hohen Vorgesetzten Gelegenheit, ihn auch einmal von jener Seite zu bewundern, die man meistens den Leuten zu zeigen pflegt, auf deren Urtheil und Meinung man kein besonderes Gewicht legt. Da fällt ihm wieder ein, daß er ja eintreten soll, und er beschließt, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, diesen Befehl auszuführen. Er wirft das linke Bein in die Höhe, drückt dabei die Fußspitze nach unten, indem er sie gleichzeitig auswärts nimmt, setzt den linken Fuß, nachdem er noch in der Luft einen Raum von achtzig Centimetern durchschnitten hat, wieder auf die Erde und hebt dann den rechten Fuß in die Höhe, um mit ihm das selbe Experiment auszuführen. Kürzer

Könnte man diese Thätigkeit mit den beiden Worten bezeichnen: „er marschirt.“ Er weiß, daß die Vorgesetzten ihm nachsehen; zum zweiten Male will er nicht unangenehm auffallen, so giebt er sich denn die größte Mühe und langt endlich an seinem Platz an. Hier kommandirt er sich in Gedanken: „Bataillon Halt.“ Wieder steht er wie aus Erz gegossen, dann eine stramme Frontwendung, ein Blick nach links, damit er sich nach seinem Zuge ausrichtet: dann spricht er in seinem Innern ein „Gott sei Dank“, — er ist eingetreten.

Und ohne sich um Das zu kümmern, was rechts und links von ihm, was vor und hinter ihm vorgeht, sieht er wieder geradeaus, immer geradeaus, — weiter hat er augenblicklich auf dieser schönen Welt nichts zu thun. Ist's auch nicht viel, so ist es doch immerhin Etwas und nur Thoren können behaupten, daß es noch weniger sei als nichts.

Für ihn ist die Frage: „Warum steht der Mann nicht still?“ erledigt, vollständig erledigt.

Nicht so aber für Seine Excellenz. Noch immer sieht er auf den Sünder und immer denkt er: „Warum steht der Mann nicht still? Das muß doch irgend einen Grund haben!“

Das Bataillon hat die ganze Zeit hindurch stillgestanden. Es giebt keinen Einzigen, der sich nicht rührt; durch jeden Körper geht ein Zittern und Beben, das selbst die eiserne Willenskraft nicht zu unterdrücken vermag. Die Leute schwanken hin und her und die Helmspitzen neigen sich wie die Kornähren, wenn der Wind über das Feld streicht. Seine Excellenz bemerkt Das gar nicht; er sieht immer nur den einen Mann an: wahrhaftig, es ist keine Täuschung, jetzt schneidet er sogar Grimassen und macht die verzweifeltsten Gesichter. Länger erträgt Excellenz die Ungewißheit nicht; endlich will er klar sehen.

Und nun thut Excellenz, was er schon ruhig vor einer Viertelstunde hätte thun können, ohne daß es ihm Jemand übel genommen hätte: er giebt seinem Pferde die Schenkel — nicht die Sporen: Das könnte leicht unangenehme Folgen haben — und reitet, gefolgt von seiner Suite, zu dem Sünder hin. Jetzt ist er da und hält sein Roß an; wahrhaftig, er hat sich nicht getäuscht: der Mann steht nicht still: „Ja, ja“, denkt die Excellenz, „ich habe gute Augen, auf die kann ich mich verlassen!“

Se. Excellenz ist mit ihrem Scharfblick sehr zufrieden. Ein Kommandirender General ist in der glücklichen Lage, nur zwei Vorgesetzte zu haben: den Armeespekter und Se. Majestät den Kaiser. Wenn Niemand da ist, der ihm seine Zufriedenheit ausdrückt, brüdt er sie selbst sich aus; man muß sich eben zu helfen wissen.

Inzwischen steht das Bataillon noch immer in Paradeaufstellung; die Spielleute und die Regimentsmusik spielen den Präsentirmarsch nun schon zum vierundfünfzigsten Male und mit Ungeduld sehnen sie den Augenblick herbei, wo sie zur Abwechslung dem Parade-marsch blasen können. Einmal muß die Sache doch ein Ende nehmen.

Und sie nimmt ein Ende.

Mit väterlich wohlwollendem Ton fragt Excellenz: „Mein Sohn, warum stehst Du nicht still?“

Keine Antwort.

Se. Excellenz sieht den Herrn Major an, der Major sieht den Hauptmann an und Alle zusammen richten dann wieder ihre Blicke auf den Unglücklichen.

„Mein Sohn, hast Du meine Frage nicht verstanden?“

Und statt die einzige Antwort zu geben, die es für einen Soldaten auf der Welt giebt, die Antwort, die immer richtig ist, weil man sich bei ihr denken kann, was man will, und die da lautet: „Zu Befehl!“ . . . nickt der Mann mit dem Kopf. . . .

Im letzten Augenblick gelingt es dem Herrn Major, den Stabsoffiziersjügel, den Sattelknopf, zu erfassen, sonst wäre er vor Schreck unfehlbar vom Gaul gefallen. Er wirft dem Hauptmann einen Blick zu, daß nicht nur diesem, sondern auch dessen Pferde die Beine vor Angst zittern. Dem nickenden Jüngling wäre besser, wenn er ohne Kopf geboren worden wäre; denn jeder seiner Vorgesetzten schwört sich, ihm diesen Kopf nachher abzureißen.

„Mein Sohn, kannst Du denn nicht sprechen?“

Se. Excellenz fragt; und statt jeder Antwort schüttelt der Mann den Kopf.

„Nun geht die Welt unter,“ denken die anderen Vorgesetzten.

Unbegreiflicher Weise macht der Kommandirende ein sehr vergnügtes Gesicht; die Sache interessiert ihn: er steht vor einem psychologischen Räthsel, das er nicht zu deuten vermag.

Excellenz wendet sich an die anderen Leute des Zuges: „Vermag Einer von Euch mir zu sagen, was Eurem Kameraden fehlt?“

Die wissen es wohl, aber sie sagen es nicht. Das hat seinen Grund nicht in der bösen Absicht, Etwas verschweigen zu wollen, sondern Jeder denkt: „Laß doch den Nebenmann antworten!“ Sie gemiren sich, vorzutreten und angefächelt so vieler hohen Herren eine Rede zu halten.

Als Niemand antwortet, wird Se. Excellenz nachdenklich. Die Sache wird ja immer komplizirter. Schon will er einen Arzt herbeiholen lassen, der den Mann untersuchen soll: da tritt ein Unteroffizier, der hinter der Front gestanden hat, vor.

„Nun, was giebt?“ fragt die Excellenz.

„Euer Excellenz, ich weiß, warum der Mann nicht stillsteht.“

„Nun?“

Die Neugier, die Erwartung ist auf das Höchste gespannt, die hinten Haltenden drängen, so weit es geht, nach vorn: Alle wollen hören, was los ist.

„Nun?“ fragt Se. Excellenz zum zweiten Male.

„Der Mann hat Schüttelfrost, Euer Excellenz.“

Allgemeine Enttäuschung. Das Interesse an dem Mann ist erloschen. Schön ist Schüttelfrost ja gerade nicht, den hat aber doch Jeder schon einmal gehabt, Das ist doch etwas ganz Alltägliches! Die Frage, warum der Mann vorhin nicht stillstand, ist ja nun gelöst; aber warum kann der Mann denn nicht sprechen? Das kann doch mit dem Schüttelfrost nichts zu thun haben.

„Aber deshalb wird der Mensch doch noch einen Ton reden können?“

fragt Se. Excellenz und seht, zu dem Unteroffizier gewandt, hinzu: „Ihre Antwort hat mich nicht befriedigt; treten Sie ein.“

Das kommt davon, wenn man sich zum Wort meldet, ohne direkt gefragt

zu sein. „Gehe nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst,“ lautet ein altes wahres Wort, das auch beim Militär sinngemäße Anwendung findet.

Mit etwas betrübtem Gesicht geht der Unteroffizier wieder auf seinen Platz zurück; er weiß ganz genau, daß er nun von allen Kameraden geneckt und gehänselt, und wo immer er sich auch sehen läßt, ob im Kasino oder in der Kneipe, hören wird: „Ihre Antwort hat mich nicht befriedigt; treten Sie ein.“

Daß er Excellenz völlige Aufklärung hätte geben können, wenn ihm nicht das Wort entzogen worden wäre, wird ihm Niemand glauben.

Se. Excellenz giebt es vorläufig auf, der Sache auf den Grund zu kommen, zumal ihn sein Adjutant darauf aufmerksam zu machen wagt, daß die Leute schon eine halbe Stunde unter präsentirtem Gewehr stehen und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bald umfallen werden.

Excellenz reitet weiter und versammelt gleich darauf die berittenen Offiziere vor der Front zur Kritik, um den Leuten Zeit zu geben, sich zu erholen.

„Meine Herren,“ sagt Se. Excellenz endlich, „ich habe keine Zeit, mich noch länger mit dem einen Mann, der mir da ganz besonders aufgefallen ist, zu beschäftigen. Das ist auch nicht meine Sache. Aber der Fall interessiert mich und ich möchte Sie, Herr Major, bitten, heute Mittag durch den Untersuchung führenden Offizier ein Protokoll mit dem Mann aufnehmen zu lassen und mir dann zu melden, warum der Mann nicht stillgestanden, vor allen Dingen aber, warum er nicht geantwortet hat. Ich bitte, auch den Arzt heranzuziehen und ihn zu fragen, ob dieses Schweigen, dieses Nicht-Sprechen-Können irgendwie mit dem Schüttelfrost in Verbindung zu bringen ist. Die Entscheidung darüber, ob der Mann bestraft werden soll oder nicht, behalte ich mir vor. Ich danke Ihnen sehr, meine Herren.“

Und gleich darauf nimmt die Besichtigung ihren Fortgang.

Zweiundsiebzig Stunden später gelangt auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege — vom Bataillon an das Regiment, vom Regiment an die Brigade, von der Brigade an die Division, von der Division an das Generalkommando — ein dickes Aktenstück in die Hände Se. Excellenz.

Die Akten tragen den Vermerk: „Gilt sehr.“

Se. Excellenz legt die Papiere bei Seite; nach dem Abendbrot, wenn Niemand ihn mehr stört, will er sich in aller Ruhe dem Studium der ihn, wie gesagt, sehr interessirenden Frage hingeben. Als er die Akten durchgelesen hat, ist er sehr enttäuscht. Die Untersuchung hat ergeben, daß dem Mann am Tage vor der Besichtigung im Lazareth sechs Zähne ausgezogen und in Folge dieser Operation ihm die Kiefern so angeschwollen waren, daß er die noch übrigen Zähne nicht auseinanderzubringen vermochte. Das ärztliche Gutachten lautet dahin, daß das Nicht-Still-Stehen und der Schüttelfrost zum Theil wohl auf die großen Schmerzen, die der Mann ausgestanden habe, zurückzuführen sei und daß es mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sei, zu sprechen, wenn man den Mund nicht aufmachen könne. Excellenz ist sehr enttäuscht.

Aber die Schuld daran trägt er selbst. Warum fragt er so viel?

Freiherr von Schlicht.



Des Narren Waldgang.

Süß ging ich durch den deutschen Wald, da hört' ich die Hölzer tönen;
 Doch kam ich näher, da wars im Wind der Bäume Anarren und Stöhnern.

Die Riefeneiche lag gefällt, das Erdreich vermählt und zerrüttet,
 Der Weg verwachsen und verlorn und der heilige Brunnen verschüttet.

Doch durch die Wildnis süß und schwer bringen jetzt lockende Klänge:
 Das ist die Drossel, die da schlägt im grünen Laubgehänge.

Die Töne greifen so heimlich ans Herz, begrabne Gefühle erwachen,
 Verstumme Klagen werden laut, — doch die Schellen klingen und lachen . . .

Die Schellen klingen, — und Das ist gut, es sind jetzt andere Zeiten!
 Und jede Zeit hat ihr Ideal . . , so brummt es von allen Seiten.

Aus jedem Busch, aus jedem Strauch, wohin ich den Schritt auch lenke,
 Da bringt mir entgegen ein brummend Weiden, wie der Haß in der Bauernschänke.

Und deutlich vernehm' ich: Was willst Du — Brumm, Brumm —, Du Narr aus
 vergangenen Zeiten?

Was gilt uns gefallene Größe — Brumm, Brumm —: wir stnds, die die Zukunft bedeuten!

Wir sind der Frühling, wir sind die Kraft, die die junge Erde geboren;
 Der Neuzeit rasselnde Ritterschaft mit stumpfen, doch klirrenden Sporen.

Wir zeigen Dir unsere Macht — Brumm, Brumm —, wir werden den Weg Dir weisen;
 Der blühende Geist und das Wort — Brumm, Brumm — ersetzen Dein Blut und Eisen!

Und über den Weg in wildem Flug nun brummen die braunen Gefellen,
 Die knisternden Flügel, den garten Kopf am nächsten Baum zu zerstellen.

Von allen Seiten fliegt es auf und bringt auf mich ein gewaltsam;
 Es summt und brummt, es surrt und schwirrt bedrohlich und unaufhaltsam.

Des lachenden Frühlings Narrenschar, Ihr taumelnden Erdschläfer,
 Mein Oheim schon hat Euch gekannt und genannt: „Verseckende Maientäfer“.

Ich kann nicht weiter, ich wende den Schritt; lebt wohl, Ihr braven Gefellen!
 Ihr seid die Sieger, ich räume das Feld — und es lachen und klingen die Schellen . . .

Und wieder erhebt sich im dichten Laub der Drossel pfeifendes Schlagen —
 Ich weiß nicht, bedeutet es Spott und Hohn oder mildschmerzliches Klagen?

Rung von der Rosen.



Nach dem Pankeesieg.

Manche amerikanischen Zeitungen hatten ihre Kriegsberichterstatler schon heimberufen, ehe der Friedensschluß sicher war. Für die Friedensausichten sprach mehr noch die Thatfache, daß die amerikanischen Kapitalisten ihre ersten, also auch theuersten Eisenbahnprioritäten in großen Posten von Europa zurückkauften. Das war weniger ein Beweis für die Steigerungsfähigkeit dieser Bonds, von denen z. B. 4 procentige Northern-Pacific nah an Pari stehen, als für das Anlagebedürfniß der Pankes. Es scheint übrigens, als ob die zahlreichen Aufträge aus New-York in Deutschland, besonders in unserem Süden, selbst zu den hohen Kursen noch nicht erledigt werden können. Dagegen soll Holland, wo die festen Anlagen noch immer in Schweinsleder gebunden werden, bereitwilliger zum Verkaufen seines Besißes sein. Munhoer pflegt eben in solchen Zeiten spekulative Anlagen zu machen, und zwar in kleinen Papieren; so hat man im Haag und in Amsterdam früher Western-New-York zu Spottpreisen weggeworfen und kauft sie jetzt weit höher zurück. Was den amerikanischen Zinsfuß betrifft, so ist tägliches Geld heute in Wallstreet um $1\frac{3}{4}$ Prozent zu haben; ob es aber so bleiben wird, ist fraglich. Des nach jedem Kriege nahenden Aufschwunges will man in der Union doppelt sicher sein, weil der eigentliche boom angeblich durch den Ausbruch des Krieges aufgehalten worden sei. Das mag für Lagerhaltung und Waarenverkauf richtig sein, für den stetig wachsenden Eisenbahnverkehr stimmt es aber nicht. Im ersten Halbjahr 1898 sind ja die Kasseinnahmen der dortigen Bahnen höher als je gestiegen; sie haben um 65 Millionen mehr als in dem guten Vorjahr vom Januar bis zum Juli gebracht. Dieses Plus scheint sich allerdings nicht ganz gleichmäßig zu vertheilen, da 133 Bahnen in den ersten sechs Monaten um 34 Millionen Dollars mehr eingenommen haben, während 69 andere Bahnen bis Ende Mai schon ein Mehr von $23\frac{1}{2}$ Millionen Dollars aufweisen. Der ganze ungeheure Verkehr, vor Allem auf den Pacific- und den Getreidelinien, würde ohne die bedeutenden Betriebsverbesserungen schwerlich ermöglicht worden sein. Daran haben auch die geänderten Verwaltungen ihren Verdienstantheil; in diesem ersten Halbjahr brauchten nur noch sieben Gesellschaften mit 347 Meilen Länge unter Receiverschaft zu kommen, während die selbe Periode des Vorjahres noch 27 Bahnen mit 5285 Meilen Länge unter Zwangsverwaltung sah. Da der Transport von Soldaten und Kriegsvorräthen nach den Antillen — und vielleicht auch nach den Philippinen — noch über den Friedensschluß hinaus dauern dürfte, rechnet man auch für das zweite Semester auf bessere Vergleichsziffern. Es kommt jetzt darauf an, ob die Farmer ihren Bedarf an Waaren und Luxusartikeln weiter erneuern wollen, trotzdem Getreide flau liegt und Mais mehr als sonst angebaut wurde, die Preise der letzten Periode also nicht wieder erreicht werden. Den größten Halbjahrsüberschuß haben aufzuweisen: die Northern-Pacific, Illinois-Central, Chicago-Milwaukee, Canadian-Pacific, Missouri-Pacific, Great Northern (die bekanntlich mit der Northern-Pacific verbunden ist), Chicago-Rock Island, Louisville-Nashville. Auch die zuletzt genannte Linie kommt dabei noch wesentlich über eine Million Dollars hinaus. Die Bahnen der Union bilden sämtlich Bestandtheile des Privatkapitales, ihre

Aktien, Vorzugsaktien, Prioritäten u. s. w. gehören also dem Anlage suchenden und spekulirenden Publikum. Hier besteht ein Zusammenfluß von Handels- und Börseninteressen wie nirgends sonst in der Welt; deshalb ist ein boom ohne Widerspiegelung in den Kurven der Eisenbahnwerthe ganz ausgeschlossen. Wir haben für die Möglichkeit eines amerikanischen Aufschwunges aber zunächst auch kein anderes zuverlässiges Zahlenmaterial als das über den Eisenbahnverkehr; deshalb ist darauf zu achten, wie die Aktien dieses Gebietes steigen. Wahrscheinlich werden gerade die schon gestiegenen noch mehr in die Höhe gehen. So haben Chicago-Milwaukee seit Monaten über 25 Prozent gewonnen und finden immer noch Liebhaber.

Es fragt sich nun, was nach dem Frieden zu großen Schöpfungen reizen könnte. Da die Regierung auf jede Kriegsentfesselung, vielleicht allzu großmüthig, verzichtet und zur Deckung der fehlenden halben Milliarde Steuern vom Wechsel und Check des Millionärs wie vom Thee und Zucker des Arbeiters erhebt, entsteht eine Art moralische Verpflichtung, dem Volk eine Gegenleistung zu bieten. Zucker und Kaffee sind noch theuer, weil die kubanische Produktion jetzt durch den Bezug aus Deutschland ersetzt werden muß und für die 70 Millionen Dollars, die die Union in Südamerika für Kaffee bezahlt, kein genügender Ausgleich in Waaren und Fabrikaten geschaffen wird. Vorur aber die praktischen new-yorker Kaufleute der auffallenden Passivität ihres Handels in Argentinien, Brasilien, Chile u. s. w. nachdenken, dürften die Kolonialinteressenten mit großen Plänen hervorgetreten sein; schon mehrere sind brühen die Stimmen, die von den bloßen Ausbeutungsyndikaten für Westindien nichts wissen wollen. Sie raten, mit Umsicht und Ausdauer an die glänzenden Kulturen anzuknüpfen, die Franzosen, Engländer und Holländer einst dort entstehen ließen und die zum Theil durch die spanische Herrschaft, zum Theil auch durch andere Umstände, wie die Regerebefreiung, beeinträchtigt wurden. Was aber selbst bis zuletzt noch Kuba allein leisten konnte, ist aus den Produktionsziffern von Zucker und Tabak zu ersehen, die vor dem letzten Aufstande veröffentlicht wurden. Auch die Mineralien (Kupfer, Eisenerze, Manganeisen u. s. w.) kennen die Amerikaner von Kuba und Haiti her sehr gut; aber trotz der Macht und Beweglichkeit des Dollars war eine eigentliche Bodenerkundung in großem Stil bisher noch nicht möglich. Es ging da wie früher mit den Türken: die spanische Indolenz ist eben noch stärker als Goldesmacht. Wenn jetzt die Stahlwerke Pennsylvaniens ihr Mangan, statt von Manzanillo, für eine Weile vom Schwarzen Meer her beziehen müssen, so ist Das gegen die Bodenschätze, die in Kuba noch unbenutzt schlummern, kaum in Betracht zu ziehen. Interessant wäre es, zu erfahren, woher Pittsburg seit den Kriegsmonaten seine Erze bezogen hat, die es sonst in großen Mengen aus der Gegend von Santiago zu kaufen pflegte. Auch scheinbar weniger wichtige Artikel, wie z. B. Bananen, beziehen die Amerikaner von den Antillen seit Jahren in riesigen Mengen. An die Viehzucht braucht man kaum zu denken, da auf diesem Gebiet die reichen Pächter in den Vereinigten Staaten ohne Konkurrenz dastehen. Möglich ist, daß die nun einmal in Bewegung gekommenen Yankee's aus der Kuba-Frage eine westindische machen, — auf friedlichem Wege, als Pflanzler und Kolonisatoren, ungefähr, wie ihre Vormundschaft über Mexiko längst besteht und diesem Lande die politische Unabhängigkeit nicht geschmälert hat. Warum soll der kubanische Kaffee künftig nicht der mangelhaften Behandlung durch die Regier entzogen und ein sorgfältig gepflegtes Produkt werden, das die Amerikaner

weniger als der brasilianische oder ostindische Kaffee kosten würde? Alle diese Hoffnungen sind zwar nicht von dem Nicaragua-Kanal abhängig, doch ist er zu wichtig, als daß die Regierung in Washington ihn noch lange verzögern könnte. Schon aus Rücksicht auf die Kriegsschiffe und deren beträchtliche Wegverkürzung wird dieser Kanalbau wohl bald in Angriff genommen werden.

Mit diesen Angaben sollen nur die Ziele bezeichnet werden, die sich die Thatenlust der Amerikaner vielleicht setzen wird. Der Aufschwung pflegt nach Kriegen nicht deshalb einzutreten, weil Material zertrütert ist und neue Anschaffungen nöthig scheinen, sondern, weil der einmal ausgerüttelte Thatenrang nicht so schnell wieder eingelullt werden kann. So war es stets, — und so werden es auch diesmal gewiß die Amerikaner halten. Vom Bau von Straßen, Kanälen, Bahnen und Allem, was sonst noch zu einem modernen Verkehrsweisen gehört, wird wohl bald Allerlei zu hören sein. Nach das schon vorher erwähnte ungünstige Handelsverhältniß zu Südamerika wird verbessert werden. Nicht umsonst haben die Industriellen vor einigen Monaten kluge Sendboten nach Brasilien, Argentinien, Uruguay u. s. w. geschickt. Die Union möchte auf die Ehre verzichten, noch länger der geschätzteste Abnehmer in Südamerika zu sein; der Waarenbezug von dort war bisher viel größer als der Englands, Frankreichs und Deutschlands, die Ausfuhr dorthin blieb aber hinter der Englands und sogar Frankreichs zurück. Nun fangen zwar die Amerikaner erst an, sich eine wirkliche Textilindustrie zu schaffen, es ist also nicht verwunderlich, wenn die Engländer nach Südamerika für 28½ Millionen Dollars, die Amerikaner nur ungefähr für den achten Theil dieser Summe Waaren absetzen. Auffälliger ist aber, daß auch in landwirthschaftlichen und anderen Maschinen, Eisenwaaren und Feinmechanik das Verhältniß von 9 481 569 zu 4 739 660 Dollars bestehen geblieben ist. Die klugen Engländer schreien beständig über das schnelle Sinken ihres Absatzes, aber sie wissen ganz gut, daß eine nur geringe Zunahme ihres Exports noch immer eine weit stattlichere Ziffer ergibt als etwa ein scheinbar noch so glänzendes Plus in der deutschen Ausfuhr.

Jedenfalls werden die Amerikaner jetzt viel Geld brauchen. Unsere Bankmänner meinen deshalb, die new-yorker Guthaben — immerhin wieder einige hundert Millionen Dollars — würden bald aus Europa verschwinden. Der Umstand, daß man in Deutschland jetzt ein paar Prozent Diskonto mehr als drüben macht, lockt die Amerikaner nicht mehr. Diese Pankees messen mit einem größeren Maß, besonders in Zeiten des Aufschwunges, wo sie an neuen Geschäften auch ihre 20 Prozent zu gewinnen hoffen. Mit diesen unternehmungslustigen Kreisen, die wahrscheinlich ihre Guthaben bei uns jetzt kündigen werden, haben die anfangs erwähnten Kapitalisten wenig zu thun; sie hatten bei Beginn des Krieges einfach ihre Anlageläufe eingestellt und müssen sie jetzt in verstärktem Umfange nachholen. Drüben hat eben jede Klasse und jeder Stand eine eigene, von der aller anderen Klassen getrennte Thätigkeit und eine Vermischung kommt kaum vor: strengste Arbeitstheilung. Es ist also denkbar, daß die Amerikaner, die bisher ihre Baarmittel ruhen ließen und sie nun brauchen, gerade erst nach dem Frieden das Geld bei uns theuer machen. Unsere deutschen Kapitalisten werden sich aber später bei den vierprozentigen Mortgagebonds an ein höheres Kursniveau gewöhnen müssen.



Großvaters Uhr.

Peter Finsch war in der Welt weit herumgekommen. Während er als Hütjunge die Gänseherde bewachte und abends mit den anderen Dorfkindern hinter den Pferden her barbeinig in die Schwemme watete, suchte der Krückstod des Alten Frigen noch gebieterisch durch das Preußenland; und wenn der Tochtermann vor Finschs Hütte schaurig schöne Geschichten von Leuthen erzählte, sperrte Peter Mund und Nase auf und schnupperte umher, als könne er das berühmte Preußenpulver noch riechen. So gut wie dem Schwager sollte es ihm nicht gleich werden. Als er zum Kalbsfell geschworen hatte, ging nach Jena und er lernte beim Weibichholz die ärgsten Kriegsschrecken kennen, lernte die Angst und Noth eines geschlagenen, der Zucht entlaufenden Heeres am eigenen Leibe spüren. Dann sah er den kleinen, fetten Kaiser, der im grauen Mantel mit so frechem Herrscherblick durch Preußen ritt, als hätte da nie ein Frigenauge geleuchtet; und Peterlein mußte die Faust in der Tasche halten. Bald aber kamen hellere Tage. Der liebe Gott und Vater Blücher sorgten dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Peter war unter den brandenburgischen Ulanen, die bei Belle Alliance hinter Sneyfemau dreinritten; das todtmüde Fußvolk hatte nicht mehr weitergekonnt, aber der Führer hatte einen Trommler auf ein Deutepferd gesetzt und dieser einzigen preußischen Trommel Schlag trieb die entsetzten Franzmänner zu Paaren. Was thats, daß Peter in diesen Tagen den linken Arm verlor? Er würde sich auch mit dem rechten allein durchschlagen und lachte dem Feldscher ins Gesicht: „Die Welschen werden an unsere deutschen Hiebe denken!“ . . . Mit der Soldatenherrlichkeit wars nun freilich vorbei; und da zu Hause für ihn auch nichts zu holen war, ging Peter, dreißt und gottesfürchtig nach Märkerart, in die Fremde. Wie er nach Holland und von da nach England verschlagen worden war, wußte er selbst wohl nicht mehr recht. Wenigstens sprach er nie davon. Am Ende war eine Weibergeschichte im Spiel; die Alten im Dorf meinten, Finschs Junge sei immer auf Teufelholen hinter den Schürzen hergewesen. Sicher war nur, daß er eines Tages zurückkam, ohne Frau, ohne Kind und Regel, aber mit früh ergraumtem Bart und Haar. Ein Ohm, dem die spät gefreite Frau im ersten Kindbett gestorben war, hatte ihm einen Hof hinterlassen und der Gerichtsausruf hatte ihn heimgelockt. Groß war das Auswesen nicht und der Boden taugte nicht viel, aber mit Fleiß und Umsicht ließ sich vielleicht Etwas daraus machen. Die Leute staunten den Einarmigen, der allerlei seltsames Geräth mitbrachte und sich fremdartig trug, wie ein Wunderthier an. Er sprach nicht viel, doch das ganze Dorf wußte, daß er viel erzählen konnte, wenn er nur wollte, und die Gerüchte über die Abenteuer, die er seit den Befreiungskriegen erlebt haben sollte, wuchsen, wenn sie in der Schänke erörtert wurden, vom einen zum anderen Tage. Das gab ihm ein Ansehen in der Gemeinde.

Er verdiente es auch. Denn er zeigte den Nachbarn, Bauern und Häuslern,

bald, was eine Harke ist. Draußen, in aller Herren Ländern, hatte er wirthschaften gelernt, wußte die Ertragsmöglichkeiten genau zu berechnen, knauferte nicht mit dem Groschen, wenn es Verbesserungen galt, und steckte doch nie mehr Geld in den Boden, als er auch wieder herauszuziehen hoffen konnte. Und keiner erinnerte sich, daß die Hoffnung Großvater's — so hieß er, dessen dünnes Haar schnell schneeweiß geworden war, im ganzen Dorf — jemals getrogen hatte. Vor Allem aber hatte er den Werth der Zeit schätzen gelernt; wohl bei den Briten, die ja sagen, daß Zeit Geld bedeutet. Die Dörflerbummelerei, das Schlendern und Trödeln und Schwäzen, mußte, wo er hauste, ein Ende nehmen. Pünktlich auf die Minute hatte die Arbeit zu beginnen; und so lange sie dauerte, gab es keinen Müßiggang; dafür endete sie auch mit dem Glockenschlag und am Feierabend konnten die Leute machen, was ihnen beliebte. Großvater kümmerte sich nicht um ihr heimliches Thun und Treiben und überließ dem Pfarrer das Wettern, wenn einmal eine Magd in Unehre kam oder ein Knecht montags mit verbundenem Kopf den Flegel schwang. Jugend will austoben, dachte er und sorgte nur dafür, daß morgens und mittags Jeder und Jede am Plage war. Drüben, in England, hatte er die großen alten Wanduhren gesehen, die sie grandfather's docks nennen und deren Gangart als unübertroffen gilt. Mit einer solchen Uhr gab es keinen Aerger, keine Unsicherheit und keinen Irrthum in der Zeitrechnung. Eine solche Uhr mußte Großvater haben. Jergendwo hatte er eine Weile in der Uhrmacherei gearbeitet und wußte mit den nothwendigsten Handgriffen Bescheid. So setzte er sich denn hin und bastelte und feilte und hämmerte, daß es eine Art hatte. Mit dem einen Arm ging es nicht rasch; auch mußte er manchmal in Büchern Rath suchen. Endlich aber brachte er mit Weile doch ein gutes Ding fertig. Es war eine alterthümliche Uhr, Kronrad und Unruh waren nicht so fein gearbeitet wie bei den zünftigen Stadtleuten, das Ganze erinnerte mehr an die Wagenuhren, die einst in der Schweiz und im Schwarzwald hergestellt wurden und von denen eine Jahrhundertlang in Dover auf dem Kastell zu sehen war; aber die Hauptsache: sie ging, — ging so gut, wie im ganzen Dorf nie eine gegangen war. Außein Schlagwerk hatte der Einarmige ihr eingesetzt und sie fast ganz aus Eisen gemacht, nach einem selbst erfundenen System, dessen Geheimniß er allein kannte. Das war eine Freude, als sie in der Flur angebracht war und zum ersten Male die Stunde schlug, mit einem so tiefen, vollen und weichen Klang, daß jedes Ohr seine Freude dran haben mußte. Jetzt würden die Leute sich schon an Ordnung gewöhnen, jetzt gab's keine Ausreden und Vorwände mehr, wenn Einer zu spät ins Feld oder auf die Tenne kam. Die Uhr hörte man auf dem ganzen Hof und drüber hinaus und die Bitterung konnte ihr nichts anthun.

Dreißig Jahre lang stand sie keine Stunde still und keine Reparatur war nöthig; aber Großvater, dessen Lebenskraft unerschöpflich schien, ließ auch keines Anderen Finger an das geliebte Werk rühren. Die Wirthschaft gedieh, der

gute Haushalter konnte mit der Zeit ringsum Land zukaufen und sein Hof wurde nach und nach der stattlichste in der Gemeinde. Und wenn man ihn fragte, mit welcher Zauberkunst geheimer Hilfe er es denn dahin gebracht habe, das winzige Anwesen so zu erweitern und den Werth zu mehren, dann verzog er die Lippe, führte den Frager ins Haus, das noch gerade so einfach aussah wie zu des seligen Oheims Zeit, stellte ihn dicht vor die Uhr, wies mit dem knochigen Finger hinauf und sagte: „Da! Der verdanke ich Alles. Die hat mich vor aller Laster Anfang gewarnt, meine Leute an Ordnung gewöhnt, in Haus und Hof die Zucht erhalten und mich täglich den Werth der Zeit erkennen gelehrt.“ Komisch. Großvater sprach immer so gebildet, so anders, als mans sonst im Dorf hörte; er gab immer Rätthsel zu rathen auf. Was war Das mit der Uhr nun wieder? Schließlich war's doch kein Herrenmeisterwerk, sondern eine Uhr wie andere, ein Bißchen veraltet sogar, wie Mancher raunte. Solches eiserne Ding kann ja gar nicht warnen und vor Gefahr behüten, kann noch kaum so viel wie eine neue Schlaguhr, die der Hausvater, der billige Manasse, den Leuten anpries. Das mit der wunderthätigen Uhr war doch sicher der reine Unsinn. Großvater wollte gewiß die Nachbarn nur foppen. Aber, wie es auf dem wundergläubigen Lande so geht: Etwas blieb doch im Sinn der Dorfbewohner hängen. Es war ja nicht zu leugnen, daß es nirgends so ordentlich zuging wie beim Großvater. Das Gefinde saulenzte nicht, war ohne Mahnung pünktlich am Werk, aus solcher Pünktlichkeit erwuchs eine in dieser Gegend vorher unbekannte Leutezucht und das Anwesen blühte, trotz Mißernte und Hagelschlag, die Kühe trugen die beste Milch und der Stadtmehger kaufte Großvaters Kälber und Ochsen am Liebsten, — unbezehen, weil er wußte, daß er da nicht übers Ohr gehauen wurde. Ob Das mit der Uhr vielleicht doch nicht nur Fopperei war? Peter hielt sie in hohen Ehren. Das sah Jeder. Er selbst kletterte mit seinen alten Beinen auf den Stuhl, um sie abzustäuben, und wehe der Hausmagd, die ihr mit dem Flederwisch oder Buglappen zu nah kam! Allmählich stieg ihr Ansehen. Sie war wie ein Amulet, das vor Uebeln schützte. Wenn anderswo die Milch verdarb, war in Großvaters Stall sicher noch rechtzeitig gemolken worden; sein Heu kam vor dem Landregen, der gar nicht aufhören wollte, in die Scheune und von seinen Fohlen ging keins ein. Der Ruf des Wunderwerkes verbreitete sich bis in die Nachbargemeinden. Von weit her kamen die Bauern, um die eiserne Uhr des Einarmigen zu sehen, der aus der Fremde allerlei Zaubererkünste heimgebracht haben mochte, alle Uhren im Dorf wurden nach ihr gestellt und schließlich fragte man ringsum in der ganzen Mark vor wichtigen Entschlüssen, was beim Großvater die Glocke geschlagen habe.

Endlich schlug sie auch dem Großvater die Todesstunde. Er war steinalt und starb gern. Auf der Hausflur fiel er jählings um, sah noch einmal zum selbst gefertigten Zifferblatt empor und wurde, kaum noch röchelnd, von zwei Knechten in seine Lannenbettstatt geschleppt. Peter war Hagestolz geblieben; er wollte seit seiner

Heimkehr von den Frauenzimmern nichts mehr wissen und hatte manche dralle Bauerntochter mit Haus, Hof und guter Mitgift ausgeschlagen. Erbe sollte der Enkel der früh verwittweten Schwester sein; ihr Mann war unter Bardeleben in Frankreich auf dem blutigen Felde geblieben, seinen einzigen Sohn hatte die Schwindsucht hinweggerafft, während die Frau im Wochenbett lag. Hans Joachim Brand, der Erbe, war ein stammer Bursch, etwas fahrig noch — einen Jugendfehler nannten es Einige, Andere meinten, es stamme vom stets aufgeregten Vater her —, aber Das würde sich legen, wenn er erst im Eigenen saß. Peter hätte große Stücke auf ihn gehalten und ihn auf Reisen geschickt, damit er die Welt kennen und über die Dorfmarkgrenze hinausschauen lerne. Bei den Soldaten war er auch gewesen, hatte die blanken Knöpfe am Kragen und alle Nädel sahen ihn mit stillem Wunsch an. Er brauchte nur zu wählen: einen Korb hatte der Brandhofbauer bei keiner zu fürchten. Aber er dachte zunächst an ganz andere Dinge. Draußen hatte er Mancherlei erblickt, was ihn besser dünkte als die altväterische Wirthschaft auf dem ererbten Hof. Mein Gott, waren die Leute hier zurückgeblieben! Hans wollte sie sink auf den Trab bringen und ihnen zeigen, wie man heutzutage im Handumdrehen die Dinge macht. Ein reicher Erbe denkt selten daran, daß auf seinem Gut Eins am Anderen hängt und daß man, ohne das Ganze zu schädigen, nicht an den Theilen herumdoctorn darf. Manches wäre zu ändern, manche Neuerung sogar dringend nöthig gewesen und hätte, wenn sie langsam und umsichtig vorbereitet und eingeführt worden wäre, dem Anwesen sicher genützt. Das aber ertrug Hansens Ungebuld eben nicht. Er zog die Eise der Weile vor und fragte die bedächtigen Mahner, ob er am Ende gar erst grau werden solle, ehe er den Hof vom veralteten Krimskrams befreien dürfe. Hals über Kopf wurde gebaut, gestrichen, lackirt, wurden neue Maschinen gekauft, im Kreisblatt gerühmte Düngemittel herbeigeschafft und — namentlich — Schulden gemacht. Das Geld würde schon wieder hereinkommen. Auch unter dem Gesinde wurde Musterung gehalten und Alles auf die Straße gesetzt, was in die neue Ordnung nicht passen wollte. Ein junger Herr kann nicht mit alten Leuten hausen, hieß es. Das ist der Kauf der Welt. Und die Nachbarn, die jetzt unverständlich über die Zäune gafften, würden schon staunen, wenn der Brandhof erst zur Musterwirthschaft geworden wäre.

Die Nachbarn verstanden das neue Wesen wirklich nicht. Das war begreiflich. Ein so schöner Hof, um den Alle den Großvater beneidet hatten, Stolz und Vorbild der ganzen Gemeinde! Warum mußte da mit einem Male Alles anders werden? Dreißig Jahre hatte er beständig steigenden Ertrag geliefert und fremde Sachkenner hatten seine Einrichtungen über den Klee gelobt. Herr Hans Joachim lachte und meinte, die Narren würden sich bald die Augen abwischen; er sei auf dem rechten Wege und werde sich durch kein Geplärre beirren lassen. Die Ältesten schüttelten die Köpfe; die Bierzigjährigen und die Frauen aber wurden allgemach zuverlässlicher und sagten, wenn sie im Wirthshaus sahen: „Er kanns, er hat Groß-

vaters Glück und darf sich solche wilden Sprünge erlauben, ohne den Hals zu brechen." Auch brachte er schließlich ja Geld unter die Leute und wußte, so oft er von einer Reise zurückkam, die merkwürdigsten Geschichten zu erzählen.

Großvaters Glück war dem reichen Erben Jahre lang treu. Und er ehrte den Ahnen, wie sich gebührte. Peters Zimmer blieb, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen war, und der Enkel ließ für die Wohnstube nach einem alten Schattenriß in der Stadt ein schönes Delbild malen, das zwar nicht ähnlich war, aber recht würdig ausfiel und im Sommer mit frischen Blumen, im Winter mit Tannenreisern bekränzt wurde. Keine höhere Autorität gab es für den Brandhofbauern als den seligen Großvater. So schien es wenigstens, wenn man ihn reden hörte; und er meinte es dann gewiß ehrlich. Nur von den Anderen wollte er nicht immer an den längst Verstorbenen erinnert sein. Die Leute hatten aber auch eine Art . . .! „Großvater hat es so gemacht!“ „Bei Großvater war Das anders!“ Das endete nicht. Auf die Länge wurde es unausstehlich. Jetzt war eben eine andere Zeit, mit anderen Aufgaben und Pflichten, und zu anderen Zielen mußten andere Wege führen. Man sollte ihm gefälligst gestatten, sein eigenes Leben zu leben. Verändert sich nicht Alles ringsum? Und wir sollten stets im Hundetrab der Großvaterzeit einherkucken, statt den Courierzug zu benutzen?

Von Allem das Schlimmste und Aergstlichste war der Gespensterglaube an die eiserne Uhr. Der war nicht aus den harten Köpfen zu jäten. Die Leute glaubten allen Ernstes, die alte Uhr sei so Etwas wie das Glück des Brandhofes, ein kostbarer Talisman, den man nicht beseitigen dürfe, wenn nicht Alles außer Rand und Band gehen sollte. Zuerst lachte der neue Herr, zog seine silberne Uhr aus der Tasche und rief, die sei — den Großvater in Ehren! — tausendmal besser, feiner und werthvoller als der schwerfällige Eisenkasten mit seinem veralteten Werk und rostigen Pendel. Dann aber, als es nicht half, wurde er wüthend. Wars etwa das Verdienst der Uhr, daß auf dem Brandhofe Alles gut ging, und sollte seine persönliche Leistung, obwohl er von früh bis spät wie ein Irenwisch umherfuhr, denn gar nichts gelten? Das fehlte noch: sich zu quälen und abzuradern, damit die Leute alle Erfolge einem närrischen Spuk zuschrieben! Nach wie vor liefen sie in die Hausflur, um zu sehen, was die Glocke geschlagen habe, nach wie vor schwor die ganze Gegend Stein und Bein bei Großvaters Uhr und wollte sich nicht überreden lassen, daß der Chronometer des neuen Herrn besser gehe. Der alte Kasten mußte fort. Er paßte überhaupt nicht mehr in die bunte städtische Einrichtung des Hauses. Eines Tages wurde der schwere Pendel angehalten, die Uhr heruntergenommen und in die Rumpelkammer geschafft. Künftig würde der Herr sagen, wie früh und wie spät es sei; er habe sein eigenes Kronrad und seine eigene Unruh im Kopf und seine Sache sei es, für den Hof die Zeit festzusetzen. Um halb zwölf mittags blieb die eiserne Uhr stehen; die Zeiger, die fast senkrecht über einander standen, glichen einem Ausrufungszeichen.

Hans war an diesem Tage zu Sinn, als sei er erst jetzt recht eigentlich Herr der Wirtschaft geworden. Mit dem alten Kasten würde ihn nun Keiner mehr ärgern. Man würde erkennen, daß er es war, dessen Arbeit, dessen nie ermüdende Sorge dem Brandhof Segen brachte. Ganz leicht wars ihm nicht geworden, sich von dem ehrwürdigen Erbsäck zu trennen; aber es mußte sein und er war bemüht, mehr noch als vorher Großvaters Andenken zu feiern, auf daß ja Niemand ihn unzärtlicher Gesinnung zeige. War denn nicht schon des Großvaters Ruhm durch den Gespensterglauben geschmälert worden? Die dummen Kerle hatten sich wirklich ja angestellt, als lebte in dem alten Eisen ein Glück spendender Zauber, und sie hatten sich nicht entblödet, zu sagen, Peters größtes Verdienst sei gewesen, daß er die Hausuhr erfand und sich genau nach ihr richtete. . . Diesen albernen Wahn würde der neue Herr ihnen nun austreiben und dem Lande beweisen, daß es auch ohne die alte Eisenuhr ging, — besser sogar als vorher.

Ein Weischen gieng. Die alte Ordnung wirkte fort und Großvaters Glück half in Nothfällen nach. Allmählich aber wurden Reibungen fühlbar. Das Gesinde kam nicht mehr so pünktlich wie früher zur Arbeit; bald fehlte der Eine, bald hummelte die Andere schläfrig nach der bestimmten Stunde heran. Sie sollten sich an den Herrn wenden, hatte es geheißsen; aber er war nicht immer da und, wenn er da war, nicht für Jedem zu finden. Mit den billigen neumodischen Dutzenduhren, die angeschafft wurden, wars auch so eine Sache; es war kein rechter Verlaß auf sie, jeder Bitterungswchsel hemmte sie in ihrem Gange und sie stimmten fast nie zu einander. Das gab einen Wirrwar! Jedem lebte nach seiner besonderen Zeitrechnung und wollte sich nicht in einheitliche Wirtschaft schiden. Es half auch nicht, daß die Säumigen ohne viel Federlesen aus dem Dienst gejagt wurden und man alle paar Wochen neue Gesichter sah; bevor die eben Gemieteten sich ordentlich eingearbeitet hatten, mußten sie wegen irgend einer Verfehlung schon wieder weg und so entstand eine hastige Unruhe wie vor einem Gewitterregen in einem Ameisenhaufen. Nach und nach mußte sich auf solche Art auch die alte Zucht und Ordnung lockern. Keiner wußte mehr, wer Koch und wer Kellner war; und wenn die Mahlzeit nicht schon auf dem Herd verdarb, dann wurde sie mindestens so ungeschickt angerichtet, daß den an der Tafel Sitzenden die Eflust verging. Es war ein Kreuz. Alles ging rückwärts und der Großnecht erklärte abends im Krug, er erkenne den Hof selbst kaum mehr. Die neidischen Nachbarn liebten die Hände: mit dem Brandhof würde es nun bald Matthäi am Leyten sein, wisperten sie, und der stolze Herr Hans würde dann zu spät merken, daß man nicht ungestraft klüger zu sein glauben dürfe als die ältesten Kreiseingefessenen, die ihn umsonst vor dem gefährlichen Wege gewarnt hatten.

Hans war selbst schon längst unsicher geworden. Der frische Jugendmuth war in der Dorffstille bald verbraucht und der ans Schwabenalter Heranreifende war zu gewissenhaft, um nicht mit ehrlicher Betrübniß den Verfall seines Anwesens zu

sehen, daß ja noch immer gutes Geld abwarf, ihm aber doch nicht zum Raubbau vermacht worden war. Er hatte den besten Theil seiner Energie in den ersten Herrschaftsjahren aufgebraucht und stand nun rathlos vor der wachsenden Verwirrung. Wenn der selige Großvater dieses traurige Schauspiel sähe!... Bei dem Gedanken an den Großvater fiel ihm die alte eiserne Uhr wieder ein, die in der Kumpelkammer rostete. Er hatte sie lange vergessen. Nun, in der Noth, schien es ihm nützlich, seinen Leuten eine Freude zu machen. Mit der Beseitigung der Uhr hatte das Unheil begonnen: vielleicht lehrte mit ihr das entwichene Glück endlich wieder in die Hausflur ein. Der alte Kasten wurde behutsam vom Boden geholt, sorglich gereinigt und mit bester Bronzefarbe angestrichen, daß er wie neu aussah. Dann wurde die Uhr an ihrem früheren Plage befestigt. Die Zeiger glichen noch immer einem Ausrufungszeichen. So sollten sie auch bleiben. Denn gehen durfte Großvaters Uhr natürlich nicht mehr. Das hätte den Respekt vor dem Herrn entwurzelt, der einmal gesagt hatte, sie sei veraltet und könne keine brauchbaren Dienste mehr leisten. Ein Herrnwort muß bestehen bleiben; wenn der Herr vor Aller Augen seine Ansicht ändert, glaubt ihm künftig Keiner mehr. Die Uhr mußte stehen, der Herr auch ferner die Zeit bestimmen; aber der alte Kasten sollte geehrt werden wie nie ein Stück Hausrath auf einem Bauernhof.

Es war auf eine Ueberraschung des Gefindes und der Nachbarschaft abgesehen. Das gab einen Feiertag, als die alte Wandertthäterin wieder oben hing, am eisernen Haken! Ein Bißchen verändert schien sie unter dem neuen Anstrich zwar, aber man erkannte sie doch auf den ersten Blick und die Stimmung war so vergnügt wie nie mehr seit Großvaters Tode. Der Schweinehirt hielt den Landvorkränger an, die Kuhmagd sagte es dem Totengräber und wie ein Lauffeuer wars bald durch das ganze Dorf: Großvaters Uhr ist wieder da! Nun würde sie auch wieder schlagen. Und Alles lautete auf den vollen, tiefen und weichen Klang.

Aber die Uhr blieb stumm. Wie ein Ausrufungszeichen standen die Zeiger über einander und rührten sich nicht vom Fleck. Ein schönes Gewinde von Eichenlaub und Kornblumen war um den alten Kasten geschlungen, den Pendel schmückte ein frischer Strauß und daneben hing Großvaters bekränztes Bild. Herr Hans hatte sich der Wirkung im Voraus gefreut. Nun blieb sie aus. Die Leute beguckten den Blumenschmuck, das Delbild und die glänzende Bronzefarbe, aber ihr Auge erhellte sich nicht. Sie hatten gehofft, die alte Uhr werde wieder schlagen, ihnen wieder die Stunde weisen. Wenn sie nur feiertäglich gepust, nur zur Zier ausgestellt werden sollte, dann wars mit der Freude nichts. Eine Uhr, die gehen kann, die, trotz ihrem Alter, noch besser als alle anderen aus der Dugendfabrik geht, darf nicht zum Stillstand verdammt bleiben. Als Putzgegenstand: nein, — dazu war Großvaters Uhr zu schade. .. Hans Joachim Brand verstand seine Leute nicht. Er hat die Uhr noch oft gepust und mit Blumen geschmückt, aber er hat nie mehr heitere Gesichter um sich gesehen.